

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 28. Mai 1933.

Die Treue der Askaris.

Skizze von Suzanne Tornwaldt.

In Mombasa, wo sich die Straße gabelt und auf der einen Seite zur alten portugiesischen Zitadelle, auf der anderen zu den neuen englischen Hafenanlagen hinunterführt, wartete ein Keger auf irgend etwas. Ein zierlicher kleiner Mohr, nicht mehr jung, Washarazi, wie es sich später herausstellte, von dem Stamm, der an der Küste von Tanga ansässig ist. Er ging barfuß. Sein dünner, schon etwas zerrissener Kanju blühte weiß, der schwarze Wollkopf unbedeckt. Es war sehr heiß. Der trodene Wind spielte mit dem kaligen Stroghaus und ließ ihn in kleinen Säulen über den Weg tanzen.

Nun im Hofen hatte ein Dampfer dreimal getutet. Die Anker rasselten herab. Auf dem Wasser entfaltete sich das bläuliche rege Treiben mit Booten, Barkassen und Kohlen- schlepplähnen. Vor dem Kai fuhr ein Autos auf und auch ein paar Kifshas, obwohl die nun nicht mehr modern waren und meistens ihren Weg wieder leer zurückliefen. Aber der kleine Keger behielt ganz besonders die Kifshas im Auge und hatte seine Gedanken dabei. Wenn es ein Herr aus der alten Zeit war, dachte er, wird er ein Kifsha nehmen.

Nun gab es unten am Hafen allerhand Birtwarr: Passagiere, Gepäd, Zollbeamte, Keger. Dann turdelten ein paar Autos an und kamen den Weg herauf. Hernach Karren, mit mancherlei Dingen hochbeladen. Und schließlich, ziemlich zu spät vom Zoll her, wahrhaftig eine Kifsha. Es ging bergauf. Zwei Keger liefen in den Deckseln. In dem Gefährt sah ein etwas grimmig aussehender Herr in Tropenhelm, grünem Seidenhemd, Khakibreeches und Widelgamaschen, neben ihm eine Frau in weißem ärmellosem Kleid und doppeltem braunem Tropenhut. Sie sah recht glücklich um sich. „Africa“, sagte sie, „nun sind wir da.“

„Hat sich was — Afrika“, brummelte der alte Herr und sah mißvergnügt auf die schwingenden, schwingenden Keger- runden vor sich, „mit werden umkehren, wir werden das ein- lach nicht mitmachen — diesen englischen Anflug hier...“

Das, wovon die Rede ist, trug sich im ersten Viertel des Jahres 1925 zu. Man hatte um die Westküste herumfahren müssen, denn die Durchfahrt durch den Suezkanal war deut- schen Dampfern noch nicht erlaubt. Man ließ die alte Ost- afrikaheimat an, Tanga — Dar-es-Salam — und durfte nicht von Bord gehen. Man erfuhr, daß die Kolonie einen Monat später den Deutschen wieder offen stehen werde, daß aber leider früher keine Ausnahmen gemacht werden könnten. Da sollte doch der Teufel... Der Herr im grünen Hemd war ziemlich verstimmt, und man konnte es ihm nicht verdenken, denn Afrika war viele Jahre lang seine Heimat gewesen. Mit dem nächsten Schiff fahren wir wieder zurück“, sagte er noch einmal grimmig un entschlossen, gerade als die Kifsha an die Stelle kam, wo der kleine Keger wartete. Kehrt machte und nebenher trabte, während er unverwandt zu dem Herrn auf- sah.

„Sieh mal“, sagte die Frau, „sieh nur mal, was hat er für gute Augen!“ Ihr Mann fragte auf Kisuaheli: „Worum läufst du mit?“

„Ich will dein deutscher Kipshi sein, Bana mtubwa!“ Das kam wie aus der Pistole geschossen. „So, so“, machte der Herr und lachte nun doch ein wenig, „mein deutscher Kopf und moher weißt du, daß ich nicht ein englischer Herr bin, der einen englischen Kopf braucht?“ Darüber lachte seiner- seits der kleine Keger. Das war ein Spaß, ihm so wenig Menschenkenntnis zuzutrauen: „Aweli, du bist der deutsche Bana Hauptmann, und das ist deine deutsche Kems'a.“ Er selbst aber hieß Mwanjumbo und wollte nun endlich wieder einem deutschen Herrn dienen wie in der alten Zeit. Damit war die Sache ohne viel Aufhebens erledigt und Mwanjumbo betrachtete sich von diesem Zeitpunkt an als zum Bana mtubwa und Memsahib gehörig.

Das Hotel, in dem man vorerst abstieg, war zweiten Ranges, worüber Mwanjumbo sein Erstaunen meisterlich verbergte. Von früher her entfan er sich nicht, daß die Geld- frage bei seinen Bana mtubwas eine besondere Rolle ge- spielt hätte. Immerhin hielt er es nicht für angängig, daß Bana mtubwa und Memsahib in einem Hause wohnten, in dem eine Bar allabendlich whistlopfrende Gentlemen zu enthusiastischer Fröhlichkeit versammelten, ganz abgesehen da- von, daß er selbst, Combo, seine Kochkünste dort nicht ent- falten konnte. Eines Tages erschien er strahlend. Er habe nun ein Haus gefunden, in dem man allein wohnen könne. Bana mtubwa hatte wenig Vertrauen, aber Memsahib be- stimmte den Keger am alten Portugieserfort vorbei durch mehrere enge sonnendurchflutete und dunklere Gassen zu einem der tiefgemauerten, döckernden Kaufgewölbe. Da lagen mit gefreuzten Bönen zwei Inder auf ihren hanteln Seidenhäusen, die hatten ziegelrote Mäuler vom Bethellauen und überreichten einen großen verschörkelten Schlüssel. „Für unser Haus, in Kisuani“, triumphierte Mwanjumbo, und es blieb sein Geheimnis, wie er diese Angelegenheit zutage gebracht hatte.

Bana mtubwa, Memsahib und Mwanjumbo fuhrten über die Meeresbucht, an der hundertjährige Affendrotbäume ge- waltig Wache hielten, während jenseits die Kolospalmen mit der Last ihrer Früchte sich beugten. Unter den Palmen lag das Haus, ein weißes, rechtgediges Araberhaus, hatte Leh- mäden, vergitterte Fenster, einen winzigen Hof in der Mitte und einen alten Ziehbrunnen vor der Tür.

Mwanjumbo war selig. Er putzte das Haus, half ein- richten, baute zugleich in einer alten Kaskadoje herrliches Stat, kaufte tüchtige Dinge auf dem Eingeborenenmarkt und verband es, auf dem Hof zwischen drei Kochsteinen, mit Hilfe einer Pflanze und eines Kochtopfes eine Mahlzeit von meh- reren Gängen herorzuzaubern. Er wusch und plättete, jagte hängenden die Affen aus den Napertäbäumen, deren Früchte er zu Kompott zu verkochen gedachte.

Eines Tages erschien er mit Gefolge von seinem Markt- her. „Was wollen die Leute, Mwanjumbo?“ „Dir dienen, Herr!“

Da standen sie aufgereiht, ehrfürchtig, und die breiten guten Mäuler vor lachendem Glanz von einem Ohr bis zum andern erweitert. Abdallah, Mliso und Shauriange, Sabuni und der alte Hamih. Auch einer, der mit spitzgefeilten Zähnen entsetzlich menschenfresserisch aus- sah, sich aber wie die anderen schließlich als ein alter Askari herausstellte. „Nach eine Safari zum Kilimandscharo, Herr, und laß uns als Träger mitkommen!“

Da wurde diese Jagdreise beschlossen, die alle Gemüter auf das lebhafteste beschäftigte. Jeden Abend, wenn die Nacht wie eine Schale aus Perlmutter den zartgrünen Himmel spiegelte und in Mangos und Palmen die Poritrauben süß und wehmütig zu gurren begannen, gab es großes Schauri vor dem Ziehbrunnen. Genau wurde alles beraten, Bana mtubwa dachte nicht mehr an das Schiff nach Europa, und Memsahib lag im Liegestuhl und lernte Kisuaheli. Mwanjumbo, in Erkenntnis der Tatsache, daß gepart werden müsse, holte Kasundi, den Goanese, der mit schiefgewinkeltem Turban und vielen Worten, in denen „ninajawote — ich kann, weiß und mache alles“ die Hauptrolle spielten, sich erbot, das Jelt für die Safari zu nähen. Es wurde schieß, wie sein Turban. „Aweli, die Goanese können alles, am besten reden“, spottete Combo und schleppete viele Stunden weit aus

einem Bambuswald die Stangen für das Jelt herbei. „Sind sie denn nicht zu schwer, Combo?“ fragte Memsahib besorgt. „Schwer, aber leicht“, meinte Mwanjumbo, „denn keh, Herrin, an sich sind sie schwer, da sie aber unserer Safari dienen, sind sie leicht.“

Ja, nun war es soweit. Fehlte nur noch der Jagdschein. Bana mtubwa fuhr mit dem Fährboot zur Boma hinüber, — und kam als geschlagener Mann zurück. „Es tut uns leid“, hatten die Engländer gesagt, „den billigen Residentenschein können wir in diesem Falle wirklich nicht geben, nur den teuren Bistorschein. Denn, sehen Sie, man weiß doch nicht, wie lange Sie hier bleiben.“ Der Bistorschein war, kurz und gut gesagt, zu teuer. Bana mtubwa erging sich in blumigen Ausdrücken über die Herren des Landes, die diese göttlich nicht hörten, und berief ein Trauerschauri: Es bliebe nun nichts übrig, als mit der Bahn zu fahren.

Abdallah, Hamih, Mliso und alle übrigen sahen ein- ander an, stekten wortlos, zum Zeichen, daß das Schauri noch nicht beendet sei, ihre Speere und Stöcke zu Boden, zogen sich zu einer Sonderberatung zurück. Nach wenigen Minuten fanden sie wieder da, und von ihren braunen blanken Gesichtern strahlte Zuversicht: „Wir werden unsere Ziegen und Hühner verhandeln und Mehl dafür kaufen. Dann lausen wir immer an der Bahn entlang, bis wir bei dir in Moshi sind. Dafür sorgt du für uns. Wir bauen Euer Haus, wir pflanzen eure Kaffeebäume. Es wird sein wie in alter Zeit: twetu na twenu — deine Heimat und unsere Heimat. Aweli!“

Die Welt der Frau.

Aus der Kulturgeschichte der Handarbeiten.

In der ältesten Zeit gab es hinsichtlich der Bekleidung, wie auch der Einrichtungen- und sonstigen Gebrauchsgegen- stände nur mit der Hand Verfertigte. Vom selbstgewebten Gewand, von der selbstgeflochtenen Bodenmatte bis zum Kochtopf der Familie war alles Handarbeit. Das Fischer- netz, die Holzbank, die nachts als Bettstatt diente, der Herd, der Stall wurden mit den primitivsten Werkzeugen unter den denkbar ungünstigsten Licht- und Raumbedingungen eigenhändig hergestellt.

Der Satz eines ausländischen Kunsthistorikers, daß die Menschheit manuell unso ungeschickter wird, je mehr die Technik und Industrie für die Herstellung der Lebensbedürfnisse sorgen, beinhaltet viel Wahres. Trotzdem muß man feststellen, daß die weiblichen Handarbeiten hierbei eine Aus- nahme bilden. Es gab und gibt zu allen Zeiten Frauen, die auf diesem Gebiete wahre Kunstwerke zustande bringen. So stellen die Leichentücher, in die man altägyptische Mumien eingewickelt fand, ungläubliche Gebilde an Geschicklichkeit und Geschmack dar. Ihre Farbenpracht, Farbenanordnung und Abkattierung könnte auch heute noch als Vorbild dienen. Daß man in einem Pharaonengrab eine gekrümmte Tasche fand, und daß in andern zahlreiche Matten, Decken und Teppiche von erlesener Arbeit vorhanden waren, ist be- kannt. Abgesehen beherrschten auch die Änder schon in der ältesten Zeit eine hohe Technik und Handfertigkeit, und das gleiche Zeugnis kann man auch den Babloniern ausstellen. An sie und das altchinesische Vorbild lehnt sich unser modernes Kunstgewerbe häufig genug an.

Das Nehen und Knüpfen allerdings muß in alter Zeit als besondere Kunst gegolten haben. Noch bei Homer wird Odysseus von der Phäakenkönigin dafür belobt, daß er ihre Kleidergefäße gar so gut zu verknöten und zu verschürzen versteht. Odysseus hatte diese Kunst allerdings auch von einer Acheridischen, nämlich von der Göttin Kallipio gelernt. Diese homerische Erklärung beweist zur Genüge, daß die Her- stellung seiner Handarbeiten keineswegs als Gemeingut an- gesehen wurde, sondern nur von besonders geschickten Men- schen ausgeführt werden konnte.

Tacitus erzählt, daß die reichen Römerinnen eigene Webhäuser besaßen, in denen geheime Vorratskammern mit Doppeltüren eingebaut waren. Die darin aufgespeicherten Handarbeiten und Stoffe mußten nämlich vor Dieben ge- schützt werden. Diese Webhäuser waren besonders licht und sauber. Man legte Wert darauf, die darin aufbewahrten Schätze gut zu behandeln. Nicht selten bildeten sie das alleinige Familiengut des römischen Bürgers. Die römische Frau mußte sich nicht um die Küche kümmern, die den Sclaven überlassen blieb. Aber Web-, Wirt- und Stridarbeiten oblagen ihr in vielfacher Art. Auch das Nehen bildete ihr Wirkungsfeld, und sie setzte alles daran, auf diesen Gebieten wohl unterrichtet zu sein. Kein Wunder, daß es in Rom spezielle Sclaven gab, die die Auszubildung in weiblicher Handarbeit lehrten. Sie waren sehr gesucht und wurden von ihrem Eigentümer teuer bezahlt. Dieser Kaufpreis jedoch machte sich gut bezahlt, weil ein solcher Sclav immer wieder weitervermietet werden konnte.

Im Mittelalter war die Handarbeit für Frauen aller Stände sozusagen Lebensinhalt. Manah fromme Nonne weichte ihr Leben lediglich der Herstellung einer besonders kostbaren Stiderei oder Altardecke. Noch heute bilden viele entlegene Klöster wahre Fundgruben kostbarster und unend- lich mühsamer Handarbeiten. Da man für alles nur das beste Material verwendete, — die Kleidung machte hierbei keine Ausnahme, — hielten sich derartige Stüde jahr- hunderte lang. In der Renaissance, wo die Applikationen in Mode kamen, wurden Büste, Halsauschnitt und Rockteil der Kleider überreich bearbeitet. Seit dem Jahre 1550 ist auch die Klöppelpitze vorhanden. Sie ist die Erfindung einer sächsischen Bürgerfrau, Barbara Uttmann mit Ra-

men, die dadurch den armen Erzgebirgsbewohnern einen als Heimarbeit auszuführenden Nebenverdienst gewähren wollte.

Zu Ausgang des Mittelalters wird der Phantasie be- sonderer Spielraum zuteil. An der Kleidung wird nur das, was man sehen kann, mit Sorgfalt behandelt und mit Hand- arbeit bedeckt: es ist das die Hemdpasse und der Hemden- saum, die man damals reich bestickte. Um diese Zeit war es üblich, daß junge Mädchen jahrelang an ihrem Braut- hemd arbeiteten. Auch dem Verlobten wurde ein kostbar gesticktes Hemd überreicht. Er konnte daraus ersehen, daß seine Erwählte ihre Mädchenjahre in eht weiblicher Be- tätigung vollbracht hatte. War das junge Mädchen ver- heiratet, so arbeitete sie bereits an ihrem Totenhemd. Es mußte kostbar aussehen, weil es ja für die Ewigkeit bestimmt war.

Zwischen der Renaissance- und Barockzeit ist ein unge- heurer Aufschwung der Handarbeiten wahrzunehmen. Die mannigfachen Arten kommen zur Geltung. Behänge für Möbel, Draperien, Türvorhänge usw. bieten ein neues Be- tätigungsfeld. Zur Zeit des Rokoko ist die handgearbeitete hauchdünne Spitze das Lieblingsstüd der Mode. Ludwig der Bierzehnte liebte Spitzen so sehr, daß er beständig ein Spitzenjabot und Spitzenmanschetten trug, und sogar an die Stiefel seiner Offiziere Spitzenkrausen setzen ließ. Die Biedermeierepoche wiederum verdrängt alles Überladene, um das Anmutige und Zierliche in den Vordergrund zu rücken. Die Handarbeit wird zur ausgesprochenen Industrie. Gobelins, Perlstiderei, Strickdecken, Hälarbeiten, Klingel- züge und tausend andere Dinge gefallen plößlich. Man ver- steht alles, was nur angeht, mit Handarbeit: Reißtaschen, Hauschuhe, Teppiche, Vorleger, Bilderrahmen usw. Diese Richtung setzt sich bis in die Mitte des vergangenen Jahr- hunderts fort und ist vielen von uns noch bekannt. Auf ihr konnte die heutige Handarbeitindustrie aufbauen. Heute sind bezüglich der Handarbeit zwei Richtungen feststellbar: die phantasiereiche und die sachlich-praktische. So verschieden die beiden sind, können sie doch nebeneinander bestehen. Bei der modernen Handarbeit ist für jeden Geschmack georgt und jedem Grad von Fertigkeit, Zeitaufwand und Geldmitteln Rechnung getragen.

Das Doppelgesicht der Frau.

Daß die Frauen den Männern ein Rätsel sind, ist eine altbekannte Tatsache. Diese Sping-Natur des Weibes will nun die Mitarbeiterin eines Londoner Blattes dem männ- lichen Geschlecht enthüllen, indem sie ihm Räheres über die Doppelnatur der Frau verrät: „Frauen haben in ihrem Wesen zwei Grundeigenschaften, die sich schwer miteinander vertragen: sie sind unheilbar romantisch und zugleich durch- aus praktisch. Dadurch setzen sie den männlichen Geist immer wieder in Erstaunen, denn der Mann ist ein einfacher Charak- ter, der solche Gegensätze nicht kennt. Im Herzen jeder Frau schlummert die Sehnsucht nach etwas Unwirklichem, Phanta- stischem, nach dem großen Abenteuer. Aber das Abenteuer besteht für sie nicht in kühnen Taten, in den Aufregungen des Sports, wie beim Manne, sondern ihre Romantik freist um das eine Wort, Liebe, und zwar um eine Liebe, die mit dem Alltäglichen, dem Küchtern-Praktischen unvereinbar ist. Nur in Ausnahmen finden die Frauen eine Befriedigung für dies- ses romantische Sehnen in ihrem eigenen Leben, in ihrer Umwelt. Gewöhnlich ist diese Welt des Traumes streng ge- trennt von ihrem Alltag und diese Kluft, die zwischen den geheimen Wünschen und den wirklichen Handlungen des weiblichen Geschlechts klast, macht es den Männern so schwer, die Frauen zu verstehen. Wenn ihm die Tatsache dieses Doppelgesichtes, das die Frau besitzt, erst einmal tief ins Bewußtsein eingepägt wäre, dann würde er den Schlüssel zu diesem großen Rätsel in der Hand haben. Wenn eine Frau plößlich erklärt, sie habe nun genug von dem Alltagsgram, sie halte dieses eintönige Leben nicht mehr aus, dann ist der Mann entsetzt und glaubt plößlich am Abgrund seines Eho-

„Sich noch einmal anseht!“

„Sich noch einmal anseht!“

„Sich noch einmal anseht!“

Sommermoden.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Kleid aus gestreiftem Maroc, Oberteil aus weißem Pique, kurze lose Jacke aus weißem Pique, ohne Krage.

Mitte: Kinderkleid aus hellblau gemustertem Maroc, mit weißem Piquekragen und Schleiße.

Rechts: Elegantes dreiteiliges Kostüm aus blauem Bordentreppe, Bluse aus bindfaden Maroc.

glücks zu stehen. Aber die unglückliche Ehehälfte meint es mit ihren Klagen garnicht so ernst. Sie will nicht fortlaufen, sie wünscht keine Scheidung, sie ist nur plötzlich von der romantischen Seite ihrer Natur überwältigt worden. Bieleicht fühlt sie sich gerade augenblicklich vernachlässigt, und ein paar gute Worte können alles wieder ins Gleiche bringen. Ebenso ist es, wenn eine Frau mit ihrem Manne leidet, weil er zu viel für seine Vergnügungen ausgibt, und am nächsten Tag hingeht, und sich noch einen unnötigen Hut kauft. Das ist durchaus nicht widerprüchlich, wenn man das Doppelgestalt ihres Wesens sieht. Es gibt Augenblicke im Frauenleben, in denen sie es schon für ein Verbrechen hält, auch nur einen Pfennig zu viel auszugeben, und es gibt andere, in denen sie ein unwiderstehliches Verlangen empfindet, eine unvernünftige große Summe für irgend eine Richtigkeit zu opfern. Das eine Mal ist es ihr praktischer Sinn, der sie zur größten Sparsamkeit treibt; ein andermal ist es die romantische Sucht, die sie zur Verschwendung verführt. Die Männer behaupten oft, daß die Frauen mehr nach dem Verstand als nach dem Herzen heirateten. Das ist in vielen Fällen durchaus richtig. Die moderne Frau neigt dazu, bei einer solchen Entscheidung fürs Leben den praktischen Sinn hervorzuführen und ihre Sehnsüchte zurückzudrängen. Aber diese verdrängte Romanik kommt dann in der Ehe irgendwie zum Ausdruck; sie muß diesen Teil ihres Wesens irgendwie ausleben können, sei es auch im Erleben von Romanen in Büchern, durch Besuch des Theaters oder des Kinos. Die Männer müssen eigentlich den Frauenlieblingen auf der Leinwand sehr dankbar sein, denn an diese Ideal-Gestalten hängen sich die Sehnsüchte des weiblichen Geschlechtes, und so wird das Kino zu einem Sicherheitsventil, das geöffnet werden muß, um dem Abenteuerdrang des weiblichen Herzens Erleichterung zu gewähren. Wenn sie im Dunkel des Lustspiel-Theaters ihre Romanik hat ausleben dürfen, dann kehrt sie zufrieden in das nüchterne Grau des Alltags zurück, in dem sich ihr praktischer Sinn betätigt. In der Tiefe ihrer Seele wünscht die Frau sich gar keinen Filmheros zum Gatten; sie ist mit ihrem Manne ganz zufrieden, aber ab und zu bricht ihr Sehnsüchstraum in irgend welchen Entladungen hervor und wird dann leicht wieder vergessen. Der Mann, der dieses Wechselspiel des weiblichen Temperaments kennt, wird sich darauf richtig einzustellen wissen."

„Mein Mann will keine Diät halten!“

Von Dr. med. Karl Ander.

Von denen, die nicht wollen, und von denen, die nicht wollen können. — Diätetik. — Halte Diät, eh' es zu spät!

Es ist ganz merkwürdig: Keinem Menschen fällt es heutzutage ein, mit der Pferdekutsche von Hamburg nach München zu fahren; keiner denkt daran, die Ertrugenschaften moderner Technik zu ignorieren, zu reisen wie Anno Tobad. Aber von gewissen (unbequemen) Fortschritten der Heilkunde, die ja schließlich auch technische Fortschritte sind, wollen noch heute allzu viele nichts wissen und lehnen sie mit saulen Wigen ab. Dabei stimmt aber der obige Vergleich nur zum Teil. Tatsächlich ist es noch viel ärger, denn schließlich schadet es im allgemeinen nicht, mit der Pferdekutsche zu fahren. Krankendiät ist einzuhalten, kann aber die schlimmsten Folgen haben. Trotzdem wollen viele sonst kluge und gebildete Menschen mit geradezu merkwürdigem Eigensinn durchaus nichts davon hören. Und doch ist gar nicht daran zu zweifeln, daß viele Kranke erstens zuviel, zweitens manches Schädliche essen, und drittens andererseits manche Stoffe nicht, oder in zu geringem Ausmaß in ihrer Kost haben, die für ihre Genesung außerordentlich wichtig sind. An Einwendungen, die im Grunde genommen vielfach bequeme Gewohnheitsausrede sind, fehlt es ja nicht; zum Beispiel: „Die Wissenschaft hat schon oft geirrt!“ Gemeinlich. Aber gerade das Kapitel von der Krankenernährung ist durch langjährige Massenversuche erprobt worden. Oder: „Mein Großvater hat während seiner Krankheit gegessen und getrunken was und soviel ihm geschmeckt hat, und ist gesund und uralt geworden.“ Jemoh! Aber nicht jeder hat die Robnatur dieses beneidenswerten Opapas; und wenn dieser Renommierpreis vernünftig ge-

lebt hätte, dann hätte er eben doch um souandsoviele Jährchen länger gelebt. Außerordentlich häufig wird den Mahnenden geantwortet: „Das ist ein gute Essen wollt ihr mir nehmen? Dann habe ich ja gar nichts mehr vom Leben.“ Es hält dann schmer, diesen nicht selten gebildeten Leuten gegenüber die Bemerkung zu unterdrücken, daß jemand, der behauptet, seine einzige (!) Lebensfreude bestehe im Essen, sich damit doch eigentlich ein geistiges Armutszugnis ausstellt. Übrigens ist ja in punkto Essen gar so vieles nur Suggestion und Gewohnheit.

Eine interessante Tatsache: Eher bringt man zehn Frauen die Notwendigkeit der Krankendiät bei, als einem einzigen Mann. Während sogar gebildete Männer diesbezüglich oft die größten Schwierigkeiten machen, zeigen selbst ganz ungebildete Frauen meist großes Verständnis für diätetische Maßnahmen — wie ja überhaupt Frauen zweifellos mehr Instinkt für Gesundheitsmaßregeln besitzen als Männer. Ein bekannter Witz kennzeichnet diesen Umstand so recht deutlich. Arzt: „Herr Meier, werden Sie auch die Energie haben, die Krankendiät einzuhalten?“ — Frau Meier (einsachend): „Unbesorgt, Herr Doktor, die Energie habe ich!“

Nun, ich kenne tatsächlich Jüderfräulein, die beim Spaziergehen ihr Portemonnaie ihrer Frau in die Hand drücken und mahnen: „Du gibst mir jetzt kein Geld, sonst gehe ich wieder zum Randitor. Laß mich nur ruhig brummen!“ Später bedanken sie sich bei ihrer Frau, wenn die chemische Analyse wieder einmal günstig ausgefallen ist. Man muß sich zu helfen wissen. Eine mir bekannte nierentrunkte Frau

*) Befanlich ist auch die durchschnittliche Lebenszeit der Frauen länger als die der Männer.

zum Beispiel kocht für die Familie „normal“, das heißt mit Kochsalzlake. Sie selbst aber leidet wegen ihres Nierenleidens trotzdem „Kochsalzfrei.“ Sie hilft sich, indem sie zunächst das Essen ohne Kochsalz zubereitet, dann, wenn es fertiggestellt ist, ihre eigene Portion zur Seite stellt und für die anderen Familienmitglieder jetzt erst Kochsalz zusetzt.

Für solche, die wollen, aber nicht können, die von der Notwendigkeit der Diät ehrlich überzeugt sind, sich anfangs alle Mühe geben, aber es bald „einfach nicht mehr aushalten“, gibt es jetzt einen jamosen Diättrick, der aus der Not eine Tugend macht: die „Zickdiät“. Steter Tropfen höhlt den Stein, stete Vernachlässigung der Krankenvorschriften verschlimmert das Leiden. Aber mit einer kurzen, vorübergehenden Schädigung wird der Organismus meist fertig, wenn man ihm Zeit läßt, diesen Schaden zu überwinden bzw. wenn man für rasche Ausscheidung der ungewünschten Nahrung aus dem Körper sorgt. Also fünf bis sechs Tage in der Woche ißt man „artig“, hält Diät. Aber dann, ja, dann darf man ohne Gewissensbisse ein bis zwei Tage lang über die Schnur hauen, darf essen, was man will, um dann ruhig und ohne großen Seelenkampf zur Vernunft und Krankenkost zurückzukehren. Es ist also nicht nötig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und nach einigen mißglückten Diätversuchen zu knurren, daß „man sich nicht länger quälen lasse, daß einem die ganze medizinische Wissenschaft mit allem, was drum und dran hänge, gestohlen werden könne, daß die Doktors alle zusammen nichts verstünden. Und daß man überhaupt auf die ganze verd... Diät pfeife.“ Das Sicherheitsventil der „Zickdiät“ bewährt sich ganz ausgezeichnet, denn ja mancher will nun einmal nicht einsehen, daß nichts so gut schmecken könne wie Gesundheit.

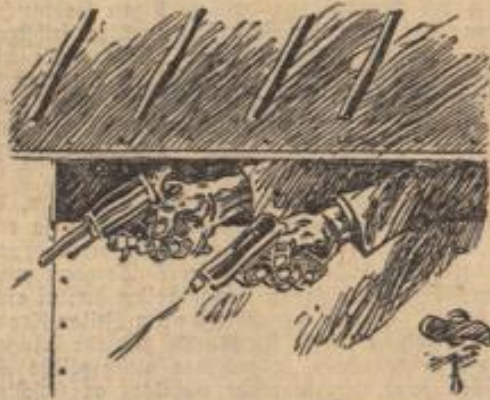
Also noch einmal: Halte Diät, eh' es zu spät!

Der Jugendfreund.

Das graue Auto

Als er abgelöst wurde, lehrte Hermann Krüger nachdenklich zur Station zurück. Ein Erlebnis auf dem letzten Grenzgang wollte ihm nicht aus dem Kopf. Da war ihm ein Mann in der Kleidung der heimischen Bauern in die Hände gelaufen, der in der Tragkappe unter einigen Salatkräutern verborgen eine wertvolle Last Zigarettenpapier schleppte. Der Schmuggler ergab sich ohne weiteres in sein Schicksal und machte nur die höhnische Bemerkung, daß es wohl leicht sei, einen armen Kerl zu erwischen, aber dem grauen Auto gingen alle Spürhunde vorsichtig aus dem Wege.

Das graue Auto! Zweimal bereits war es den wackeren Zollbeamten entwischt. Beide Male tauchte es nach der



Vom Führer her schlug ein vernichtendes Pistolen-schnellfeuer den überraschten Grenzern entgegen...

Dämmerung auf, jagte in rasendem Tempo ohne Lampen auf die Grenze zu, vom Führer her schlug ein vernichtendes Pistolen-schnellfeuer den überraschten Grenzern entgegen, während ihre eigenen Schüsse völlig wirkungslos blieben. Später fanden sie die breitgeschlagenen Geschosse auf der Landstraße liegen, so daß wohl zu sehen war: den langgestreckten, schwer beladenen Lieferwagen mußten von oben bis unten Panzerplatten schützen. Besonders der Führer schien stark bedeckt, aber selbst über die Reifen hingen breite Matten herab, um den Gummi gegen Augeneinschläge zu sichern.

Hermann Krüger, dessen Ehrgeiz durch die hämische Bosheit des erappten Schmugglers mächtig aufgeschwelen war, wußte wohl, daß die Zollstation sich in diesem Kampf mit einem gewichtigen Gegner nur auf sich selbst verlassen konnte. Viele Bewohner der Dörfer auf beiden Seiten der Grenze betrachteten das Paschen als erlaubtes Gewerbe, und wenn es schon einmal vorkommt, daß einer aus persönlicher Feindschaft einen anderen verrät, solche Anzeigen treffen immer nur die kleinen Gesetzesübertreter, nie die großen, wie der Besitzer des grauen Autos einer war.

So war der junge Beamte ganz auf sich selbst und seine Kollegen angewiesen, wenn er den Schädling fassen wollte. Das aber war nicht leicht und noch, als er des Abends im Bett lag, rumorteten in seinem Gehirn alle möglichen unklaren Pläne, die er einen nach dem anderen als nicht tauglich verwarf.

Am nächsten Morgen hatte er eine Besprechung mit dem Stationsleiter, deren Ergebnis zwei freie Tage für ihn waren. Aber er verbrachte sie in selbstiger Untätigkeit. Wer einen Blick in die gemeinsame Kammer warf, konnte ihn, das Gesicht zur Wand gekehrt, in festem Schlaf liegen sehen.

Erst in der Nacht begann er sich zu rühren. Mit allerlei sorgfältig verschmürten Bündeln und Rollen beladen, verließ er die Station und tauchte im Dunkel unter. Verspätete Wanderer hörten es auf der Landstraße in den Bäumen sonderbar rascheln, vernahmen unheimliche, schleifende Geräusche in den Büschen und beeilten sich ängstlich nach Hause zu kommen, da ihnen war, als ginge jemand zur Seite den ganzen Weg neben ihnen her. Doch am Morgen war nirgends eine Veränderung zu sehen. Auch Hermann Krüger sah wieder im Grenzhauschen, als sei nichts geschehen. Nur verstoßen streifte er mit liebevollem Blick eine kleine Schaltrassel, auf der über drei Schaltern ganz kleine Säulchen besetzt waren. „Hauptstraße“, „Weg nach G.“, „Chaussee nach A.“ stand darauf zu lesen.

Einige Tage tatenlosen Abwartens vergingen. Fast schien es, als wolle das graue Auto sich nicht mehr sehen lassen.

An einem Sonntag war es, kurz vor Mitternacht. Hermann Krüger stand mit seinem diensttuenden Kameraden vor der Tür, sie bemühten sich, so gut es ging, ein paar Schritte weit zu sehen. Es war Neumond und nicht der geringste Lichtschein fiel vom wolkenbedeckten Himmel in die Finsternis auf die Erde hinab.

Da brauste es plötzlich mit aller Kraft heran. Es mußte ein Fahrer sein, der die Gegend ungewöhnlich gut kannte, daß er es wagen durfte, im undurchdringlichen Dunkel mit solcher Geschwindigkeit vorüberzurasen. Das alte Spiel wiederholte sich. Aus dem jählings vorüberhuschenden Schatten brachen Feuerblitze, die surrenden Kugeln schlugen aufspringend in die Wand des Zollhauses, dann war der Spieß auch schon vorbei.

Aber während sonst die Zollbeamten aus notdürftiger Dedung, so gut es ging, mit ihren Geschossen antworteten, ließen sie diesmal den Gegner vorüber, scheinbar, ohne sich um ihn zu kümmern. Während Hermann Krüger in aller Eile seine Schaltrassel aufsuchte, spähte sein Kamerad angestrengt in die Nacht hinaus, dahin, wo das graue Auto verschwunden war.

Kurz hinter der Grenze teilte sich die Straße dreimal. Dieser Umstand war es, der bisher den Schmugglern das Entkommen so sehr erleichtert hatte. Denn es war für Befolger nicht leicht möglich, festzustellen, welchen Weg die Flüchtenden genommen hatten. Über dieser Gabelung stieg jetzt mit einem Mal eine bunte Leuchtugel auf.

„Grün — Chaussee“ rief der Beobachter sofort. Hermann Krüger hielt die Uhr in der Hand. Nur wenige Male war der Sekundenzeiger vorwärts getückt, als



Zur Seite im Graben aber lag mit brennendem Motor — das graue Auto.

er den Schalter drehte, über dem „Chaussee nach A.“ stand. Dann sprangen die Beamten auf ihre Fahrräder und jagten, so schnell sie konnten, hinterher.

An der Straßengabelung schloß sich ihnen der Kamerad an, der hier im Gebüsch versteckt seit Tagen als Beobachter die Gabelung überwachte. Er mochte froh sein, daß er bei langweiligen Postens, von dem nur in sehr langen Abständen abgelöst werden konnte, entboden war.

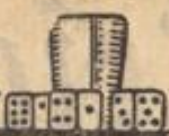
Auf der Chaussee bot sich ihnen ein ungewöhnlicher Anblick. Aus zwei Bäumen rechts und links vom Weg starrten in einer Linie mehrere tausend Kerzen hart Scheinwerfer gerade die Straße entlang. Ihr Lichtkegel vereinigte sich in der Mitte in schmerzhafter Durchdringlichkeit und erleuchtete die Gegend taghell. Zur Seite im Graben aber lag mit brennendem Motor — das graue Auto.

Hermann Krüger hatte richtig gerechnet. Vor dem jähl aufflammenden Licht verlor der Führer die Gewalt über den Wagen und steuerte blindlings gegen eine dicke Bappel-Kaum daß er die Gewalt des Anpralls durch die Bremse soweit hätte mildern können, sich und seinen Kameraden das Leben zu retten. Den Zollbeamten blieb weiter keine Arbeit, als die durch den Stoß bewußtlosen Schmuggler sicher zu verwahren. Bis auf den Chausseur, der aus einer leichten Kopfwunde blutete, waren sie alle mit mehr oder weniger biden Beulen davongekommen.

Vier Belgier und eine schwere Last Kaffee und Zigaretten waren die Ausbeute der geschickten Jalle, die Hermann Krüger dem grauen Auto gelegt hatte.

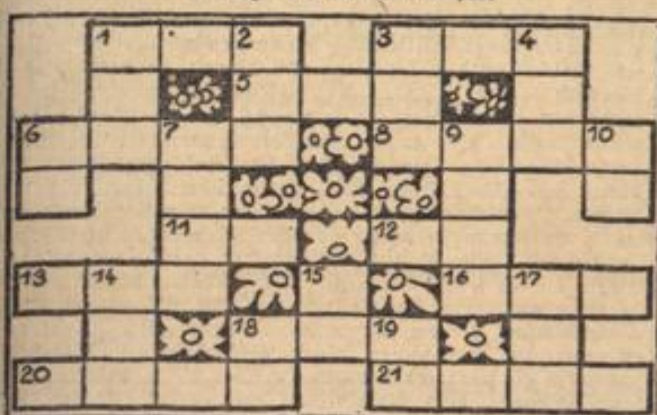


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Silberrätsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht: 1. König von Israel, 3. Stromführer, 5. russische Krone, 6. Tonstück, 8. Hulbigung, 11. inneres Organ, 12. griechischer Siegesgesang, 13. zugeleitete Menge, 16. Einnachricht, 18. Rohrinne, 20. berühmter Arzt des Mittelalters, 21. Truppeneinheit.

Senkrecht: 1. Spottgedicht, 2. kleinste lebendige Einheit, 3. Getränk, 4. Widerruf, 6. Japsstoff, 7. französischer Kaiser, 9. andere Lesart, 10. Verwandter, 14. Papstkrone, 15. rote Farbe, 17. Rufe Kleinasiens, 18. Beugefall des Wortes, 19. Bestandteil des Tees.

Knoten-Rätsel.



In jedem Knoten befindet sich ein sechsbuchstabiges Wort, von dem nur 6 Buchstaben sichtbar sind. Die verbleibenden 4 Buchstaben ergeben ein neues Wort. Die langen Wörter bedeuten: 1. Berggipfel des Kaukasus, 2. Reithahn, 3. Würzkrant, 4. Stadt in Bayern, 5. kirchliches Gebäude, 6. italienischer Reformator. Die verkürzten Wörter bedeuten: 1. Getränk, 2. Abschlagszahlung, 3. harter Strich, 4. Bodenhebung, 5. Häuserwohnung, 6. Einzeldortrag.

Unvergänglich.

Als Münze mich mit i man kennt
In Städten unsrer alten Welt;
Mit e'nen Philosoph man nennt,
Der Theorien hat aufgestellt.

Doppelsinnig.

Von Blumen im Garten laß ich mich binden,
Auch konnt' du als schnellen Käufer mich finden.

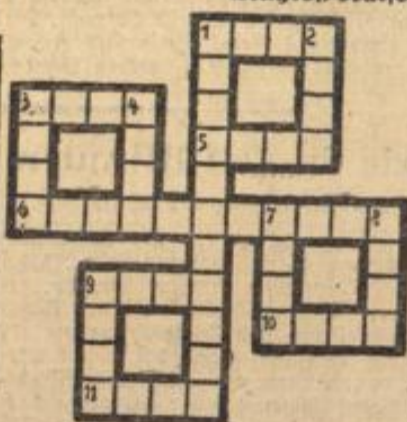
Silben-Rätsel.

Die Silben
am — bahn — be — bunz — che —
chen — chen — dau — dok — dolf
— ei — ei — el — en — en — ge —
ger — her — im — kehl — lau — le
— lieb — lin — ling — ling — mann —
mel — mer — na — ne — ner — nil
— rei — rot — ru — see — sen —
spin — ster — ten — thel — tor
— tum — un — vi — wegh

sind zu 19 Wörtern von folgender Bedeutung zu vereinigen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben nach unten gelesen, eine Betrachtung ergeben. (ch = 1 Buchstabe)

Die Wörter bedeuten:
1. Kreuzwort, 2. deutscher Kampfflieger, 3. Produkt eines Hausvogels, 4. Ort bei Bielefeld, 5. deutscher Dichter, 6. See in Oberbayern, 7. schlesische Industriestadt, 8. Rabenvogel, 9. Männername, 10. übergroße Gestalt, 11. italienischer Kurort, 12. Gelehrtentitel, 13. Stadt am Bodensee, 14. Beförderungsmittel, 15. Singvogel, 16. raupenartige Schmar, 17. Käferlarve, 18. Ruderboot, 19. Industrieunternehmen.

Mühlen-Rätsel.



Bedeutung der Wörter:

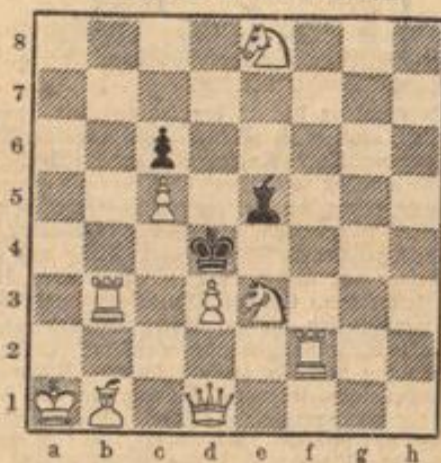
Waagrecht:
1. Flüssigkeitstrichter
3. Raubtier,
5. Teil manch. Pflanz.,
6. Fußsoldat,
9. Handwerkszeug,
10. Reinigungsmittel,
11. Männername.
Senkrecht:
1. Teil e. europäischen Staates,
2. Gemütsbewegung,
3. Metall,
4. Mädchenname, Abf.,
7. Papiermaß,
8. russ. Stadt a. d. Upe,
9. Nachrichtenvermittlung.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Papstlaguzi, 9. Jrad, 10. Baron, 11. Erio, 13. Ries, 14. Kar, 15. Tob, 17. He, 18. Loben, 20. Aug, 21. Rob, 22. Kervostität. Senkrecht: 1. Titanen, 2. Arns, 3. Bair, 4. Jdo, 5. Jar, 6. Uria, 7. Doeh, 8. Inlezat, 12. Jod, 15. Logo, 16. Demi, 18. Zub, 19. Rot. — Bilder-Rätsel: Anfangen leicht, beharren ist schwer. — Magisches Quadrat: Stola, Turin, Orian, Piane, Amnen. — Silben-Rätsel: 1. Uranus, 2. Notar, 3. Diabolo, 4. Trechschibe, 5. Ehrenpreis, 6. Rarunzel, 7. Woche, 8. Jrausabi, 9. Dersifon, 10. Drina, 11. Efen, 12. Kalfi, 13. Neufeland, 14. Apritose, 15. Sider, 16. Obmburgh, 17. Bulldogge, 18. Rossini, 19. Adelheid, 20. Cicerone, 21. Jussefen. Und der wilde Knabe brach's Höslein auf der Heiden. — Rätselprüfung: Wissen will ich, ob du dem Wahren, wo du es selber mit haren Augen erkannt, und wo man es voll und ganz erwarten darf und soll, ob du da in deinem ganzen Leben der Wahrheit hast die Ehre gegeben.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

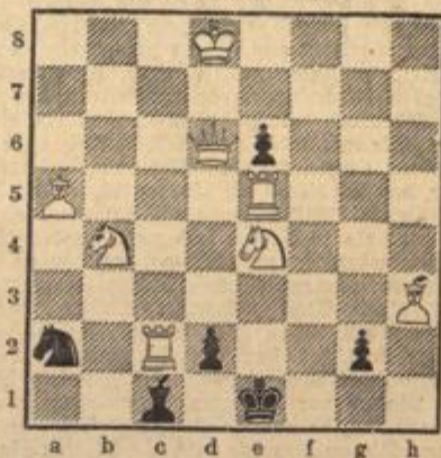
Nr. 43. M. R. W. Worwald.



Weiß: Ka1, Dd1, Lb1, Tb3, f2, Se3, e8, Bc5, d3.
Schwarz: Kd4, Le5, Bc6.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 44. J. P. Taylor.



Weiß: Kd8, Dd6, Tc2, e5, La5, h3, Sb4, e4.
Schwarz: Ke1, Lc1, Sa2, Bd2, e6, g2.

Matt in 2 Zügen.

Dr. Emanuel Lasker, einst Weltmeister des Schachs, hat diesem seit einigen Jahren entsagt. Das Alter ist sicherlich nicht der Grund; denn er hat sich mit Leidenschaft dem Bridge zugewandt. Dem Schach hat er die Treue gebrochen. Mit einer holländischen Bridgegesellschaft ist er nach London gefahren, und hier hat er auch seine Meinung über die beiden Spiele geäußert. Nach der holländischen Zeitung „De Telegraaf“ hat er erklärt: „Das Schachspiel hat kein Leben, keine Bewegung, und es berührt nicht das menschliche Interesse, es ist erstarrt. Bridge dagegen ist abwechslungsreich jeder Zeit anders und berührt unsere tiefsten menschlichen Interessen.“ Einst dachte Dr. Lasker über das Schach anders. Ihm war es ein Spiegelbild des Lebens. Die Regeln, die in diesem herrschten, hätten auch für Schach Geltung. Durch das Schach könne man die Dinge lernen und die Eigenschaften ausbilden, die man für das Leben brauche. Wie dieses, sei jenes ein Kampf. In beiden herrsche die Kraft. Wir erinnern Dr. Lasker daran, daß er in einem Interview, das er vor mehr als fünfundsiebzig Jahren mit Dr. Hausser hatte, das Schach mit einem Boxkampf verglich. Wir erinnern daran, daß Dr. Lasker während des Weltkrieges die strategischen Grundsätze, nach denen eine Schlacht zu schlagen, ein Krieg zu führen sei, am Schach zu erläutern suchte; Krieg und Schach unterlägen den gleichen Gesetzen. Wiederholt hörten wir diese und ähnliche Gedanken von ihm in seinen Vorträgen ausgesprochen. Hat sich das Schach so sehr geändert, seitdem ihm Dr. Lasker den Rücken gekehrt? Oder hat sich der frühere Weltmeister so gewandelt? Wenn wir uns vor Augen halten, daß es heute einen Dr. Aljechin gibt, so muß die Änderung wohl bei Dr. Lasker liegen. Sollte sein Urteil nicht dadurch betäubt sein, daß er an irgendwelchen Vorgängen in der Schachwelt Aergernis genommen hat? Lasker hat ehemals den Schachmeister als einen Künstler betrachtet, der Anspruch auf allgemeine Anerkennung und Förderung habe. Aber er meinte, daß die Meister nicht hoch genug eingeschätzt würden. Hat ihn diese Ueberzeugung verbittert? Zu bedauern ist diese Sinneswandlung, denn sie hat der Schachwelt den Weltmeister genommen. Man wird ihm aber deshalb nicht das Bridge neiden, er dagegen darf das Schach nicht schmähen, dem er seinen Weltruf verdankt.

Partie Nr. 24. Gespielt am 18. Dezember 1962
in einem Vereins-Wettkampf in Amsterdam.
Weiß: Dr. Euwe, Schwarz: Speyer.

1. d4—d5, 2. e4—c6, 3. Sg3—Sf6, 4. c3—e6, 5. e3—Sd7, 6. Ld3—Ld6, 7. e4!—d×e4, 8. S×e4—S×e4, 9. L×e4—Sf6, 10. Lc2—Lb4+, 11. Ld2—L×d2+, 12. D×d2—b6, 13. 0-0—Lb7, 14. Df4—De7, 15. a4!—0-0, 16. Te1—Te8, 17. a5—Sb5, 18. De4—Sf6, 19. Df4—Sh5, 20. De4—Sf6, 21. Ta3—Db4, 22. a6—Lc8, 23. De2—Dd6, 24. Se5—Te7, 25. Th3—h6!, 26. Df3!—L×a6, 27. T×h6!—Te8, 28. T×f6! Aufgeben.

Anmerkungen: 6. ... Ld6, stärker ist Le7. 12. ... b6. Trotz des weitgehenden Abtauschs hat Weiß noch Eröffnungsvorteil, wie ein Vergleich der Wirksamkeit der Läufer zeigt. 14. Df4. Verhindert die beste Entwicklung der schwarzen Dame. 21. Ta3. Damit kündigt sich ein Königsangriff an. 24. ... Te7. Anscheinend plant Schwarz Sd7, was jetzt an Dh5 mit Doppelangriff auf f7 und h7 scheitert. 26. ... L×a6. Schwarz muß natürlich verhindern, daß er einen Bauern verliert. 27. ... Te8, droht vernichtend Te1—c3—g3+.

Lüftung G.P.N.



Ordnungsliebe.

„Mofula, hast du auch deine Bananenschale nicht auf den Boden geworfen?“

„Nein, Mutti, ich hab' sie dem Herrn in die Tasche gesteckt.“

Der Onkel aus Amerika.

„Wann werden Sie endlich Ihre Schulden bezahlen?“

„Sobald mein Onkel aus Amerika kommt!“

„Das sagen Sie schon seit einem Jahr!! An den Onkel glaube ich nicht mehr!“

„Bitte, hier ist ein Brief von ihm, der ist erst gestern angekommen.“

„So, und was schreibt er, wann will er kommen?“

„Sobald ich ihm das Geld für die Überfahrt schicke!“

In Verlegenheit.

„Mithilde, heute kommt Missionar Krezhen, mein Jugendfreund, der zehn Jahre unter den Menschenfressern gelebt hat, zu uns zum Mittagbrot!“

„Oh — und ich habe nur gefochten Fisch ...“



Stetigerjungfrau.

Er: „Heute Nacht habe ich geträumt, ich hätte Ihnen einen Kuß gegeben. Dann bin ich plötzlich aufgewacht!“

Sie: „Wahrheitlich non der Ohrfeige, die ich Ihnen im Traum gegeben habe!“

Siehe Gerda!

— schrieb Walter, der hoffnungslos verliebt war — ich würde den tiefsten Ozean durchschwimmen für einen Blick Deiner lieben Augen, ich würde über den breitesten Abgrund springen für einen Druck Deiner Hände, ich würde ein Flammenmeer durchschreiten für ein Wort von Deinen Lippen. Ewig, Dein Walter.

Rachschiff: Ich werde am Sonntag zu dir kommen, falls es nicht regnen sollte.

Unschickbar.

„Wo bewahrst du eigentlich dein Geld auf, wenn es deine Frau nicht finden soll?“

„Seht einlach, ich lege es in den Kotz mit den ungestopften Strümpfen!“

Das Reich der Technik.

Photographieren über 200 Kilometer.

Jüngst wurde gemeldet, daß man Lichtbilder über 200 Kilometer herstellen kann. Wie geht dieses technische Wunder vor sich?

Die Photographie hat in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht, denn es ist gelungen, auf ungefähr 200 Kilometer Entfernung klare Aufnahmen zu erzielen. Städte- und Landschaftsbilder erhalten dadurch ein eigenartiges Aussehen, denn es werden nur die weithin sichtbaren Punkte auf der Platte festgehalten, also Gebirge, Wälder, Türme, während die dazwischen liegenden Täler, Flüsse und Straßen, sowie die Felder nur als Striche erscheinen oder überhaupt nicht vermerkt werden. Es sind also zusammengedrückte Bilder großer Landschaften, die auf der photographischen Platte erscheinen und Entfernungen von mehreren hundert Kilometern auf einen verhältnismäßig kleinen Raum bringen. Wie geht nun dieses technische Wunder vor sich? Bisher gehörte zu der photographischen Arbeit „Licht“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes, das heißt, es wurden dazu Strahlen benötigt, die dem Auge sichtbar sind. In der Dunkelheit konnte man früher Lichtbilder nicht herstellen, was schon aus dem Namen „Lichtbilder“ hervorgeht. Nun besteht aber das Licht nicht nur aus sichtbaren Strahlen, sondern auch aus unsichtbaren, ohne daß man etwa behaupten könnte, daß diese Strahlen nicht „Licht“ seien.

Der sichtbare Teil des Spektrums besteht aus Strahlen mit Wellenlängen von 400/1000000 Millimeter — 700/1000000 Millimeter, und zwar von violett bis Rot. Die Strahlen, die jenseits der kurzen violetten Strahlung liegen, nennen wir Ultraviolett, und die jenseits der langen roten Strahlung zu finden sind, infrarot. Die ultravioletten Strahlen haben durch ihre Kurzwelligkeit in der Medizin eine große Bedeutung erlangt, denn sie sind ein Ersatz der Höhen Sonne. Die infraroten Strahlen schienen aber bis vor wenigen Jahren einen technischen Wert nicht zu haben. Wir wußten nur, daß Strahlen mit einer größeren Wellenlänge als 700 Millionstel Millimeter als Wärmestrahlen wirken. Schon vor mehr als 10 Jahren kam man auf den Gedanken, die roten Wärmestrahlen zum Photographieren zu benutzen. Die Emulsion der photographischen Platten mußte zu diesem Zwecke mit einem Stoff präpariert werden, der sie für Strahlen einer bestimmten Wellenlänge empfindlich macht. Man benutzte dazu den Farbstoff Dianilin, der als Sensibilisator verwendet werden konnte. Nun hatten die photographischen Platten vor dem menschlichen Auge den großen Vorteil voraus, daß sie auch „unsichtbare“ Strahlen empfanden. Mit dem Dianilin konnte man die Platten für Wellenlängen von ungefähr 800 Millionstel Millimeter sensibilisieren. Dadurch war der Verwendungsbereich der Platten nicht sehr stark verbreitert worden. Mit dem Neocyanin konnte man bereits eine Empfindlichkeit für Wellenlänge von 1000 Millionstel Millimeter erzielen. Schließlich wurde durch Ienocyanin die Empfindlichkeit der Platten für infrarote oder Wärmestrahlen so gesteigert, daß besondere Maßnahmen ergriffen werden mußten, um die Zersetzung der Emulsion der Platten zu verhindern. Die Belichtungszeit konnte beträchtlich herabgesetzt werden. Die Aufnahmen mit infraroten Strahlen begegneten nur noch geringen Schwierigkeiten.

Bald zeigte es sich, daß diese neue technische Möglichkeit für die Wissenschaft und Praxis eine erhebliche Bedeutung erlangen kann, denn Aufnahmen auf eine Entfernung von mehreren hundert Kilometern sind zwar ein technischer Rekord, haben aber in praktischer Beziehung nur untergeord-

nete Bedeutung, wenn es sich lediglich um Landschaftsaufnahmen handelt. Die infraroten Strahlen haben für Stoffe eine große Durchdringungskraft, die in mehrfacher Beziehung ausgenutzt werden kann. Jüngst wurde gemeldet, daß es gelungen ist, die Tagebücher des Nordpolforschers Andrée mit Hilfe von infraroten Strahlen zu entziffern, indem man die zusammengeklebten Blätter, deren Inhalt dem menschlichen Auge unzugänglich war, durch diese Strahlen photographierte. Das war ein wissenschaftlicher Erfolg von größter Bedeutung. Tatsächlich ist es jetzt möglich, durch geschlossene Briefumschläge hindurch zu photographieren. Kometenleuchtende Sterne können ferner jetzt photographiert werden, ebenso wie es möglich sein wird, unbekannte Spektrallinien im Infrarot festzustellen. Bei mehreren Elementen ist es bereits gelungen. Der Wissenschaft ist also ein erweitertes Arbeitsgebiet zugewiesen worden. Auch Aufnahmen in der Nacht und Dunkelheit sind jetzt möglich. Man hofft damit endlich feststellen zu können, was an den ostindischen Vöonomenen wahr ist. Diese werden meist in der Dunkelheit durchgeführt. Wenn auch die Magnahmen der Kontrolleure sehr weit gehen, so läßt es sich doch nicht völlig vermeiden, daß sehr geschickte Taschendiebstahl auch die ernstesten Forscher hintergehen. In vielen Fällen, die anscheinend durchaus einwandfrei verliefen, wurde späterhin durch Gegenstände der Medien festgestellt, daß doch Tricks verwendet worden sind. Die photographische Platte, die nicht getäuscht werden kann, wird in jedem einzelnen Falle Aufklärung bringen.

Endlich kommen bei den Photographien mit infraroten Strahlen auch erhebliche praktische Vorteile in Betracht. Die infraroten Strahlen durchdringen Nebel, Gase und Rauch. Schiffe im Nebel werden genau festgestellt werden können,

denn auch dicke Nebelbildung bildet kein Hindernis für diese Strahlung. Militärische Stellungen werden im Krieg festgehalten werden können, auch wenn sie vergast oder künstlich vernebelt sind. Die künstliche Vernebelung spielt nicht nur in der Luft, sondern auch in der Marine eine große Rolle. Wir wissen, daß die Amerikaner bei ihren letzten Manövern umfangreiche Vernebelungsversuche bei ihren See- und Luftmanövern durchgeführt haben. Bei der großen Durchdringungskraft der infraroten Strahlen auf weite Entfernungen dürfte es aller Wahrscheinlichkeit schon heute möglich sein, diesen Schutzmittel zu durchdringen. Darin liegt ein Teil der Bedeutung der photographischen Aufnahmen auf eine Entfernung von 200 Kilometern. Die Dunkelbildung, die bei solchen Weiten unerlässlich ist, hat der Klarheit der Aufnahmen keinen Abbruch getan. Nebel ist natürlich ein größeres Hindernis. Aber die Technik wird es auch erreichen, daß „Nebelbilder“ mit großer Klarheit auf der Platte erscheinen werden. In den letzten Jahren sind gerade auf diesem Gebiete der Photographie mit Wärmestrahlen große Fortschritte erzielt worden. Besonders die Belichtungszeit konnte stark verkürzt werden, wodurch die Photographie mit Infrarot erst im vollen Umfange gebrauchsfähig geworden ist. Endlich ist anzunehmen, daß sich auch der Film dieser technischen Fortschritte bedienen wird, denn es können Wirkungen erzielt werden, die mit dem gewöhnlichen Film nicht möglich sind. Mit geeigneten Bildern lassen sich nämlich „Nachttaufnahmen“ bei vollem Tageslicht herstellen; das heißt, Aufnahmen, die wie Nachtbilder wirken. Bisher zeichneten sich die „Nachttaufnahmen“ entweder durch zu große Finsternis oder eine unnatürliche Helligkeit aus. Der Eindruck der Nacht mit ihren seltsamen Lichtern und geisterhaft anmutenden Belichtungen war nicht zu erzielen. Die Photographie mit Infrarot wird darin eine erfreuliche Änderung bringen.

Berlin — Paris in 160 Minuten.

Das schnellste Verkehrsflugzeug der Welt.

Gegenüber den Geschwindigkeiten von 600 Kilometer-Stunden und darüber, die von Rennflugzeugen beim Kampf um den Schneider-Pokal der Luft erreicht wurden, erscheinen die 302 Kilometer Höchstgeschwindigkeit des jüngst vollendeten deutschen Schnellpost- und Verkehrsflugzeuges als keine besondere Leistung. Man darf jedoch bei diesem Vergleich nicht übersehen, daß Rennmaschinen lediglich Wegereiter für die weitere Verbesserung der Flugzeuge darstellen, und nicht unmittelbar wirtschaftlichen Interessen dienen. Beim Entwurf eines Verkehrsflugzeuges steht hingegen die Wirtschaftlichkeit an der Spitze der Erwägungen. Die Leistung des Motors, sein Brennstoffverbrauch und sein Gewicht müssen in einem bestimmten Verhältnis zur Nutzlast stehen, wenn die Beförderungslosten für die Fluggäste, bzw. die Post oder sonstige Fracht in tragbaren Grenzen bleiben sollen.

Während ausländische Flugzeugfabriken, gestützt auf hinreichende Aufträge seitens ihrer Militärverwaltungen, schon seit Jahren an der Steigerung der Flugzeuggeschwindigkeiten arbeiten, konnte die unter ungunstigen wirtschaftlichen Verhältnissen schaffende deutsche Flugzeugindustrie erst in letzter Zeit ihr Augenmerk auf die Steigerung der Geschwindigkeiten richten. Da auch in anderen Ländern die Reizegeschwindigkeit der Flugzeuge ständig erhöht wurde, so mußte auch die Deutsche Luft-Hansa der Entwicklung Rechnung tragen und trotz aller Wirtschaftsnöte schnellere Verkehrsflugzeuge in Auftrag geben. Das erste dieser deutschen Schnellpost- und Verkehrsflugzeuge ist jüngst zur Ablieferung gelangt, und hat bei den Probeflügen den Nachweis erbracht, daß es den amerikanischen Schnellpostflugzeugen hinsichtlich der Geschwindigkeit nicht nur ebenbürtig, sondern sogar noch etwas überlegen ist. Das von den Flugzeugwerken Ernst Heinkel gebaute Flugzeug H. E. 70 erreicht nämlich eine Höchstgeschwindigkeit von 302 Kilometer in der Stunde, während die bisherigen amerikanischen Flugzeuge nur 250 Kilometer-Stunden Höchstgeschwindigkeit aufweisen.

Die angestrebte ungeheure Geschwindigkeit zwang den Konstrukteur zur Verminderung auch des geringsten Luftwiderstandes. An dem tropfenförmig gestalteten, völlig glatten Rumpf aus Duralumin wurde die Haut mit verjanteten Nieten befestigt, da schon die kleinsten Nietköpfchen den

Widerstand wesentlich erhöht hätten. Auch die Kabinenfenster und -türen mußten mit der Haut eine glatte Fläche bilden; die Hand- und Türgriffe mußten verankert angeordnet werden. Viel höher jedoch als diese immerhin nicht ausschlaggebenden Kleinigkeiten wäre jedoch der Luftwiderstand des Fahrgerätes. Dieses kann deshalb bei dem neuen Flugzeug nach erfolgtem Start mittels einer Druckschloßvorrichtung in die Tragflächen eingeklappt werden. Verloren die Tragflächen, dann kann das Fahrgerüst auch mechanisch mit der Hand angelockert werden. Die jeweilige Stellung des Fahrgerätes wird dem Führer mittels einer Signalanlage angezeigt. Wenn der Führer vor dem Landen das Aufklappen des Fahrgerätes einmal vergessen sollte, dann ertönt ein das Motorengeräusch überdeckendes Soffhorn und mahnt zum Herabklappen der Räder. Da auch der Sporn eingezogen und der Kühler in den Rumpf eingeklappt werden kann, so ist jeder nur irgendwie vermeidbare Luftwiderstand ausgeschaltet.

Angetrieben wird das Schnellpostflugzeug durch einen zwölfzylinderigen BMW-Motor mit 630 PS Leistung. Als Kühlmittel dient Glykol, das Betriebstemperaturen bis zu 140 Grad zuläßt. Der Führerraum liegt gleich hinter dem Moterraum; er ist mit Einrichtungen für Blind- und Nebelflug versehen, und gewährt auch dem Beobachter Platz. In der Kabine ist für vier Fluggäste oder 500 Kilogramm Post, bzw. andere Fracht Raum.

Der Rumpf des Flugzeuges ist 11,3 Meter lang, die Tragflächen haben 14,8 Meter Spannweite. Das Rumpfgewicht beträgt 2,36 Tonnen und das Fluggewicht 3,27 Tonnen. Die Reizegeschwindigkeit beträgt bei nur 65 v. H. der Motor-Volleistung 326 Kilometer-Stunden. Die Landegeschwindigkeit ist mit 110 bis 115 Kilometer-Stunden noch zu hoch. Der Konstrukteur muß deshalb bei den nächsten Bauten betonen, die Landegeschwindigkeit herabzudrücken.

Mit der Steigerung der bisher üblichen Reizegeschwindigkeit von 150 bis 200 Kilometer-Stunden auf 326 Kilometer-Stunden beginnt ein neuer Abschnitt des deutschen Luftverkehrs. Die 527 Kilometer lange Strecke Berlin-München kann nunmehr in 1 Stunde 40 Minuten, die Strecke Berlin-Paris (888 Kilometer) in 2 Stunden und 40 Minuten und Berlin-London (991 Kilometer) in 3 Stunden 10 Minuten zurückgelegt werden. Entfernungen schrumpfen mehr und mehr zusammen, und Weltstädte kommen einander immer näher.

Fortschritte der Technik.

Gasmasken mit Telephon

Für Rettungsmannschaften bei Bergwerkskatastrophen kann die fehlende Verständigungsmöglichkeit mit der Außenwelt oft zur Quelle erster Gefahren werden. Im französischen Grubenrettungswesen ist daher seit einiger Zeit auch die Verwendung von tragbaren Fernsprechanlagen derbördlich vorgeschrieben. Es bestand daher die Aufgabe, in den Gasmasken der Sauerstoffgeräte noch ein Telephon anzubringen. Wie kürzlich berichtet wurde, ist diese schwierige Konstruktion jetzt gelungen. Man konnte das Gewicht der Maske samt Fernsprecher und Hörer nur auf 1180 Gramm beschränken. Vor allem war es richtig, die Stromenergie des Telephonapparates möglichst niedrig zu halten, damit bei einem etwa eintretenden Bruch der Leitungsdrahte die sich dadurch bildenden Funken nicht eine Explosion des Grubenraumes verursachen konnten. Auch diese Forderung konnte durch Konstruktion eines ganz einfachen, an älteste Modelle anlehenden Telephonapparates erfüllt werden.

Das gefährliche Gleiten der Autos vermeidbar.

Ein großer Teil der Autounfälle beruht nur darauf, daß der Wagen, wenn man ihn plötzlich anhält, ins Gleiten gerät und nicht mehr rechtzeitig zum Stehen gebracht werden kann. Dem Gleiten eines Wagens läßt sich jedoch am aller sichersten dadurch vorbeugen, daß man Geschwindigkeiten, unter denen das Auto ins Gleiten gelangt, einfach vermeidet, vor allem aber auch dadurch, daß man, wo immer man mit einem plötzlichen Anhalten des Wagens rechnen muß, wie etwa an Kurven oder verkehrreichen Plätzen, etwas langsamer fährt und lieber zu früh als zu spät zu bremsen beginnt. Fahrprüfungen amerikanischer Autofahrer haben ergeben, daß, wenn der Fahrer diese einfachen Maßregeln befolgt, ein Auto, vorausgesetzt, daß seine Bremsvorrichtung in Ordnung ist, überhaupt kaum jemals ins Gleiten kommen kann. Ebenso gefährlich wie das Gleiten

beim Anhalten des Wagens ist übrigens auch das allzu schnelle Abfahren, wenn im Straßenverkehr das grüne Zeichen die Bahn freigibt.

Wie man die Lebensdauer von Blumensträußen verlängern kann.

Ein Blumenstrauß ist zwar ein schönes, aber auch ein sehr vergängliches Geschenk. Das werden die Blumensträußer immer wieder mit Bedauern feststellen können. Seit langem bemüht man sich daher, chemische Mittel aufzufinden, die die Lebensdauer von Schnittblumen verlängern. Leider sind die Anforderungen, die man an solche Frischhaltungsmittel stellen muß, so mannigfaltig, daß man bisher noch nicht zu einer allseitig befriedigenden Lösung dieser Frage gelangt ist. Immerhin verfügt man schon über einige Stoffe, die sich verhältnismäßig gut bewährt haben. So wird von der chemischen Industrie ein Präparat hergestellt, mit dem sich bei einer ziemlich großen Zahl von Schnittblumen eine Verlängerung der Lebensdauer erzielen läßt. Allerdings ist die Wirkung trübe, jedoch man undurchsichtige Blumenbehälter verwenden muß. Der gleiche Mangel hatket dem Solinhydrat-Plattenalkalischer an, der — in feingemahlener und gekümmelter Form dem Wasser zugefügt — ebenfalls fröhlich haltend wirkt. Gegen das Entblättern von Blüten, zum Beispiel bei voll entfalteten Rosen, sucht man sich heute vielfach durch „Haden“ mit Draht zu schützen. Das schädigt aber die Blüte und macht sie minderwertig. Ein ungleich besseres Verfahren zu demselben Zweck besteht darin, die Blüte mit einer zarten Schicht von Gelatine zu versehen oder sie mit einem dünnen Film einer Zelluloseverbindung zu überziehen, was sich recht einfach bewerkstelligen läßt. Für die Zukunft dürfte wohl auch das erst kürzlich entdeckte Wachstumshormon Auxin, das nicht nur in Pflanzenteilen, sondern auch in der Kohle aufgefunden worden ist, als Grundlage für solche Frischhaltungsmittel eine wichtige Rolle spielen.

Brand sichere Schiffskabinen.

Nach der letzten Schiffskatastrophe bemühen sich zur Zeit die interessierten Kreise, insbesondere die Versicherungsgesellschaften, weitere Maßnahmen zur Eindämmung der Brandgefahren auf See zu treffen. Da es sich herausgestellt hat, daß die besten Feuerbekämpfungseinrichtungen bei einem einmal ausgebrochenen Brande an Bord nur beschränkte Wirksamkeit haben können, wendet man jetzt der Feuererhaltung das Hauptaugenmerk zu. Vorbeugende Schutzmaßnahmen sollen in verstärktem Maße geschaffen werden, um zu verhindern, daß allein schon eine „schmollende“ Vichtleitung in einer hölzernen Kabinenwand — und selbst die sorgfältigste Installation ist gegen Defekte nicht ewig sicher — ein ganzes Schiff in Brand setzen und vollkommen vernichten kann.

Hier muß noch mehr getan werden. Die Richtung, in der dies zu geschehen hat, ist vor dem Minister der französischen Handelsmarine, Leon Meyer, bereits angedeutet worden. Er hat erklärt, daß zukünftig möglichst kein Holz mehr zur Innenausstattung und Bekleidung der Schiffsräume verwendet werden dürfe, wenn eine der wesentlichsten Gefahren vermieden werden solle, und daß dem Luxusbedürfnis der Reisenden 1. Klasse ebenogut in anderer Form und unter Verwendung gleichwertigen aber brand sichereren Baumaterials entsprochen werden könne.

Diese Äußerung des französischen Ministers lenkt das Augenmerk der Öffentlichkeit auf jene Verfahren, die feuerfesten Baustoffen, wie Arbeit, Eisen, imprägnierten Sperrholzplatten usw. auf künstlichen Wege den Anstrich echter Holz verleihen. Zum Beispiel werden bei einer im Möbelbau, im Eisenbahn- und Schiffverkehr schon vielfach verwendeten Methode (dem sogenannten Kaja-Verfahren der Kaja-G. m. b. H., Berlin) mit Hilfe eines besonderen photographischen Reproduktionsverfahrens ausgehäutete Edelholzmuster täuschend naturgetreu auf den fremden Baustoff übertragen. Mit diesem „veredelten“, brand sichereren Material lassen sich die stählernen Wände der Schiffskabinen bequem verkleiden, ohne daß dem Reisenden die Illusion genommen wird, er befände sich in einem mit echter Edelholzverkleidung ausgestatteten Raum. Auch die übrige Kabineneinrichtung, insbesondere das Mobiliar, läßt sich in der gleichen Weise herrichten.

In den amerikanischen Wollentaherhotels bestehen die Inneneinrichtungen wegen der Brandgefahr schon seit Jahren aus Stahl, Arbeit und anderen nicht brennbaren Baustoffen. Niemand würde es wagen, sich in so exponierten Wohnstätten einer feuergefährlichen Umgebung anzuertrauen. Umso mehr muß zukünftig auch in der Schiffahrt jede Vorsorge getroffen werden, um die hier ganz besonders katastrophal wirkende Brandgefahr mit allen Mitteln von vornherein auszuschalten.

De.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Sonntag, 28. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomac

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Peter forderte Alexander ganz offen auf, doch lieber nach München zurückzukehren. Als dieser ihm aber darauf entgegnete, er müsse hier bleiben, um weiteres Unglück durch den unverantwortlichen Leichtsinns Peters zu verhüten, daß ihm andererseits, wenn er wirklich nach München fahren würde, nichts anderes übrigbliebe, als Anzeige gegen den eigenen Bruder zu erstatten, wurde die Stimmung derart bedrohlich, daß Alexander seine vorschnellen, erregten Worte beinahe bereute.

Er gab aber natürlich seiner Reue nicht offen in Worten Ausdruck, sondern hüllte sich nur in undurchdringliches Schweigen, und Peter tat es ihm nach.

In jenen zwei Tagen war Alexander nun doch etwas wankend geworden, ob seine Meinung wirklich die richtige gewesen war. Nicht nur, daß er bei genauerer Prüfung des Tatsachenmaterials die bedenklichen Lücken seiner Theorie erkennen mußte, sondern auch Stimmung und Verhalten seines Bruders machten ihn von Stunde zu Stunde skeptischer gegen sich selbst.

Er kannte Peter genau in allen seinen kleinen Eigenheiten und wußte daher, daß dieser bestimmt nicht in so vorzüglicher Stimmung wäre, wenn er nicht Fortschritte in der Bearbeitung des Falles machte. Nun bereute er es noch mehr, sich derart mit ihm überworfen zu haben, denn seine Neugier wuchs, je mehr er die Unfruchtbarkeit seiner eigenen Ideen einsehen mußte.

Aber wie sollte er sich dem Bruder wieder nähern, ohne Demütigungen einstecken zu müssen? Er wußte keinen gangbaren Weg.

Peter Kien selbst war ein viel zu großzügiger Mensch, um dem Bruder wirklich jetzt ernstlich böse zu sein. Sie führten ja eigentlich einen beständigen Krieg miteinander, und so wußte er nur zu gut, wie die unbedachten Worte Alexanders gemeint gewesen waren. Er wußte ebenfalls, daß er den ersten Schritt zur Versöhnung machen mußte, da er den Dickkopf des anderen kannte; aber trotzdem ließ er ihn absichtlich noch etwas zappeln.

Am Nachmittag des zweiten Tages hielt er es dann aber doch nicht mehr aus, und so ging er kurz entschlossen auf Alexander zu, als dieser im Park promenierte, und sagte, als sei nichts geschehen:

„Mein lieber Alexander, ich habe mich etwas mit Herrn Junterer, dem Förster, angefreundet. Er hat mich, heute nachmittag einmal zu ihm ins Forsthaus zu kommen. Willst du mich begleiten?“

Alexander war einigermaßen überrascht über diese plötzliche Überraschung, aber er sagte sehr schnell zu. Eine halbe Stunde später brachen sie schon auf.

Das Forsthaus lag idyllisch auf halber Berghöhe, völlig eingerahmt von riesigen Tannen, die bei der sengenden Sonnenglut wohlthätigen Schatten spendeten. Das Haus selbst war klein und besaß einen Holzaufbau. Auf dem kleinen Vorplatz weidete ein zahmes Reh. Über dem Ganzen lag der tiefe Frieden des Waldes.

Junterer war außerordentlich erfreut über den Be-

juch. Er ließ sofort Kaffee aufbrühen und holte Kognak und Zigarren herbei.

Es kam sehr bald eine lebhafteste Unterhaltung in Fluß.

Peter Kien war außerordentlich ausgeräumt, und Alexander wunderte sich ein über das andere Mal darüber, wie es eigentlich gekommen sein mochte, daß sich sein sonst so reservierter Bruder derart mit dem Förster befreundet hatte.

Während das Gespräch im vollsten Gange war, kam einmal Arthur Pflimann, der Forstgehilfe, ins Zimmer und bat Junterer ans Telefon.

Peter Kien forderte ihn sogleich auf, Platz zu nehmen und ein Glas Kognak mitzutrinken. Er blieb eine Viertelstunde sitzen, dann mußte er wieder an seine Arbeit.

Kurz nach sechs Uhr mahnte Alexander zum Aufbruch. Junterer versuchte, die Gäste noch etwas zu halten, aber Peter Kien hatte es nun auch eilig und war nicht zu bewegen, länger zu bleiben.

Auf dem Heimwege waren die beiden dann ziemlich einsilbig. Erst als sie bereits die ersten Ausläufer von Waldruh erreicht hatten, fragte Peter Kien ganz unvermittelt:

„Wie hat dir eigentlich Pflimann, der Forstgehilfe, gefallen, mein lieber Alex?“

Alexander fuhr aus seinen Gedanken auf und antwortete gleichgültig:

„Was soll einem an solch einem einfachen jungen Manne schon groß gefallen oder mißfallen? Er machte einen ganz guten Eindruck und fühlte sich scheinbar sehr geehrt, daß du ihn zum Sitzen auffordertest. Wenigstens deutete ich so seine ziemlich starke Verlegenheit. Eine welterschütternde Persönlichkeit dürfte er kaum sein.“

„Welterschütternd — nein, da hast du recht, Alex, das ist er bestimmt nicht.“

„Warum fordertest du ihn eigentlich auf, mit am Tisch Platz zu nehmen, Peter?“

„Ich wollte ihn näher kennenlernen.“

„Und —?“

„Und habe während der ganzen Zeit unseres Zusammenseins sein Gesicht genau studiert. Dabei ist mir etwas Merkwürdiges aufgefallen. Dir vielleicht auch, mein lieber Alex?“

Alexander runzte und wurde plötzlich etwas verwirrt.

„Ich habe ihn mir sicher nicht so genau angesehen wie du, da ich seiner Person keinerlei weitere Bedeutung zumah“, erwiderte er dann. „Trotzdem muß auch ich sagen, daß mir sein Gesicht auffiel. Es kam mir irgendwie bekannt vor, wenngleich ich weiten möchte, daß ich den jungen Mann nie zuvor im Leben gesehen habe, denn mein Personengedächtnis ist Gott sei Dank so gut, daß ich mich darauf verlassen kann.“

„Du hast ihn bestimmt noch nicht gesehen, da hast du recht. Aber er ähnelt, wenn auch nur ganz entfernt, einem anderen. Weißt du jetzt, wem?“

In Mo-
Seite zur a-
den neuen e-
Regler auf
mehr jung,
dem Stamm
ging darfü-
Stimmenweib,
heiß. Der
jauch und i-
Unten i-
Anker rasche
übliche rege
Schleppfähne
war Rittsch
meistens ihr
Regler behie-
eine Gedank-
st, dachte er
Nun ga-
giere, Gepä-
Autos an u-
mangerei
leht vom Jo-
Josi Regler
einwas grimm
Sidenhemd,
eine Frau ir-
nem Tropfen
se, „nun sin-
„Hat sich
sch mißver-
tuden vor h-
sch nicht m-
Das, wo
Jahres 1925
müssen, denn
igen Dampf-
striftheimat
von Bord ge-
päter den
leider früher
salle doch de-
samtlich ver-
dann Kritik

„Nein.“

Alexander gab sich die größte Mühe, aber er kam zu keinem Resultat, so angestrengt er auch sämtliche Bekannte vor seinem geistigen Auge Revue passieren ließ.

„Beschränke dich bei deinen Betrachtungen doch einmal auf die Menschen, mit denen wir in den letzten Tagen zu tun hatten“, lächelte Peter Rien. „Vielleicht kommst du so leichter ans Ziel.“

Alexander blieb unwillkürlich besinnend stehen. Am seine Nasenwurzel gruben sich zwei scharfe Falten ein. Dann schlug er sich plötzlich gegen die Stirn und rief:

„Dummkopf, der ich bin! Natürlich ähnelt dieser Forstgehilfe keinem anderen als Baron Hartmann.“

„Allerdings, das ist auch meine Meinung.“

„Ein sonderbarer Zufall — in der Tat“, murmelte Alexander betroffen. „Wirklich merkwürdig in höchstem Maße.“

Peter Rien zuckte die Achseln und meinte: „Vielleicht ist es gar nicht so merkwürdig, vielleicht ist es ganz natürlich so, mein lieber Alexander.“



Am Abend desselben Tages wurde der Kranke wieder unruhiger. Das Fieber kehrte wieder, und Sanitätsrat Löffler, der ein äußerst bedenkliches Gesicht machte, erklärte, die Nacht über im Schloß verbringen zu wollen, um jeden Moment bereit zu sein, falls neue Komplikationen auftreten sollten.

Frau Lissi hatte am Vormittag etwas geruht; sie beschloß nun ebenfalls, die Nacht am Lager Gerhard Hartmanns gemeinsam mit der Krankenschwester zu wachen.

Als Sanitätsrat Löffler kurz vor Mitternacht noch einmal im Krankenzimmer erschien, bestand er darauf, daß sich Frau Lissi für einige Stunden zurückziehe; während dieser Zeit wollte er selbst am Bett wachen. Er gab vor, ihr abgspanntes Aussehen mache ihm Sorgen, in Wirklichkeit wollte er jedoch die junge Frau nur aus dem Zimmer haben, da er von der Fieberkurve eine Krise im Befinden des Patienten befürchtete und er Frau Lissi die neue Aufregung ersparen wollte.

Frau von Schellhagen ließ sich nach anfänglichem Widerstreben schließlich doch durch die ruhige, bestimmte Art des Arztes überreden. Sie zog sich ins Nebenzimmer zurück und schlummerte bald, von Ermüdung übermannt, auf dem Diwan ein.

Etwa eine Stunde schlief sie so tief und traumlos. Dann erwachte sie plötzlich und sprang sogleich mit dem Ausruf des höchsten Entsetzens von ihrem Lager auf.

Das Zimmer war wie mit Purpur übergossen. Von draußen her ertönten laute Schreckensrufe und der Hilferuf: „Feuer!“

Kein Zweifel — es brannte auf Schloß Hartmann! Mit einem Satz hatte die junge Frau das Fenster erreicht und aufgerissen.

Eine Scheune und die Wirtschaftsgebäude des dicht ans Schloß angebauten Gutes standen in Flammen.

„Mein Gott — Gerhard — der Schreck könnte ihn töten!“ durchjagte es blühschnell Frau Lissis Hirn.

Sie eilte ins Nebenzimmer. Sanitätsrat Löffler war nicht anwesend; die Krankenschwester starrte mit angstgeweiteten Augen zum Fenster hinaus. Der Kranke lag bewußtlos da.

Eine Minute später stürzte Sanitätsrat Löffler zur Tür herein und stieß erregt hervor:

„Bleiben Sie hier, gnädige Frau! Ich muß hinaus — helfen! Der Wind steht schlecht; es besteht die größte Gefahr, daß auch das Schloß vom Feuer ergriffen wird. Halten Sie die Fenster im Krankenzimmer dicht verhängt, damit der Kranke möglichst nichts merkt. Und nun Gott befohlen!“

Mit diesen Worten verließ der Arzt eilig das Zimmer.

Verzweifelt blickte Frau Lissi um sich. Der Kranke regt sich, stöhnte und verlangte zu trinken; dann lag er wieder bewußtlos da.

Von draußen tönte dumpf das Rufen der Menschen,

hinein mischte sich das unheimlich klingende Läuten der Sturmglocken. Es war eine schauerliche Nacht.

Leise erhob sich Frau von Schellhagen und ging ins Nebenzimmer. Hier trat sie ans Fenster und sah auf das Feuermeer hinaus.

Hier und da gelang es den Löschenden, die Flammen niederzuzwingen; aber sie züngelten immer aufs neue empor und leckten gierig nach der Giebelseite des Schloßgebäudes.

Angstbleich sah die junge Frau auf das wütende Element, und mit Entsetzen dachte sie daran, was werden sollte, wenn auch das Schloß vom Feuer ergriffen werden würde.

So stand sie lange da, beobachtete die Arbeit der Löschmannschaften.

Plötzlich bog sie sich weit aus dem Fenster und starrte wie gebannt auf die dunkle Seitenfront des Schlosses, an der sie soeben die Gestalt eines Menschen gesehen hatte, der sich langsam schleichend vorwärtsbewegte, um dann regungslos stehen zu bleiben und gleich ihr das Feuer zu beobachten.

Wer mochte es sein? Warum schlich er so heimlich umher, statt helfend einzugreifen?

Jetzt sah sich der Mensch sehen um, und da er sich un beobachtet glaubte, wagte er sich mehr in den Schein des Flammenmeeres. Nur für einen kurzen Augenblick, dann sprang er ins Dunkel zurück und blieb verschwinden.

Unwillkürlich war Frau von Schellhagen entsetzt vom Fenster zurückgewichen, denn als der unheimliche Mensch eine Wendung mit dem Kopfe gemacht hatte, und sein Gesicht für den Bruchteil einer Sekunde deutlich sichtbar gewesen war, glaubte sie ihren Vetter Hans Fürst erkannt zu haben.

Aber das war ja ganz unmöglich, denn dieser war längst abgereist.

Ihre Gedanken überstürzten sich jörmlich, die sonderbarsten Vermutungen tauchten in ihrem Hirn auf, um gleich wieder verworfen und sofort durch andere, noch wirrere Phantasiebilder ersetzt zu werden.

Sie kam zu keinem Resultat, und so kehrte sie schließlich, an allen Gliedern zitternd, an das Krankenbett zurück, da Gerhard Hartmann wieder unruhiger wurde.



Um diese Zeit lagen Peter und Alexander Rien in ihrem gemeinsamen Zimmer auf Waldrup in tiefstem Schlafe. War es der rötliche Feuerschein, der den ganzen Himmel in Purpur tauchte und seinen Widerschein auch bis zu den Fenstern von Waldrup trug, oder war es der drohend durch die Nacht schwingende Ton der Sturmglocken aus dem nahen Dorje, kurzum, Peter Rien erwachte ganz plötzlich aus seinem Schlummer; er schlug die Augen auf und stand im nächsten Moment auch schon am offen stehenden Fenster.

„Alexander“, rief er gleich darauf, „rasch, steh auf, Baron Hartmanns Schloß brennt!“

Der Bruder schien nicht gleich zu begreifen; er stieß nur einen unartikulierten Ton aus und drehte sich auf die andere Seite.

Peter rüttelte ihn daher heftig an den Schultern und erklärte ihm noch einmal die Situation.

Nun stand Alexander auch sehr schnell auf beiden Füßen und starrte noch etwas schlaftrunken in die rote Feuersglut am Horizont.

„Wir müssen sofort hinüber — helfen!“ sagte er verwirrt.

In wenigen Minuten waren die Brüder angezogen. „Wir werden gleich unser Auto nehmen“, mahnte Alexander. „Komm, schnell!“

„Mache du den Wagen fertig; ich werde einstweilen telephonieren“, erwiderte Peter.

„Telephonieren?“

„Ja, an die Polizei. Kommissar Bäuerle soll sofort im schnellsten Wagen, den er austreiben kann, hierher kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Erzählung des Adjutanten v. Nostitz.

Von Walter von Noto.

Tropig und schön wie ein Achill saß der edel-herkulische Prinz im Sattel, im blau-rot-goldenen Prunt seiner Generalsuniform. Wahrsam majestätisch, kühl und klaren Geistes gab er seine Befehle, um unser schmales Häuflein Preußen und Sachsen gegen die mehr als fünffache Übermacht im sonne-grünen Hügelland zusammenzuhalten und nicht gleich im ersten Anlauf über den Haufen werfen zu lassen. Wir waren durch die verfehlte Rechtsdirigierung, die den General von Tauenhien bereits zum Zurückweichen gezwungen hatte, nunmehr völlig der Flankensicherung der neutralen böhmischen Grenze entzogen, und von den erfahreneren Stabsoffizieren war keiner, der nicht das Verlorene der anhebenden Affäre klar vor den Augen hatte. Seine Hoheit Prinz Louis Ferdinand sah das Fazit seines unausgenützten Heldentums vor sich: seit Jahren hatte der geniale Prinz die schwächliche uns allseits isolierende Politik der Hospartei durchschaut; seit Jahren hatte er mit der ganzen Kraft seines ungeheuren Temperamentes durch Eingaben und durch eindringlichste persönliche Vorstellungen beim König bis zur Selbsterfleischung gegen die stuchwürdigen Fehler der forrumpierten Leitungen in Zivil- und Militärdingen gekämpft und gewettert. Vergeblich!

Der nun nicht mehr zu umgehende, uns nun aufgezwungene Krieg fand den Prinzen in stärkster Ungnade; statt des Oberbefehles, zu dem er allein befähigt war, hatte der König dem Prinzen nicht einmal den Befehl über die schlesischen Truppen gegeben; er wurde mit einem schwachen Kontingente isoliert, zwecklos, fast wie mit Absicht gefährlich vorgeschoben und blieb ohne jeden Sulkurs. Der Prinz war gleich mit Tagesanbruch zu Pferd gestiegen. Ich hatte schon vom Augenblick an, als er aus seinem Zimmer trat, eine Veränderung in seinen äußerlich unverändert sicheren Zügen bemerkt, die mich bestürzte. Sein Bächeln war ruhig und überlegen wie stets, seine wahrhaft klassische Heldengestalt, die mit den bärenstarken Schultern und der schlanken Jünglingstaille so prachtvoll weich im Sattel seines schönen Pferdes saß, ragte, unsere Unruhe besänftigend, wie das unzerstörbare Bild des Siegers, als er uns die letzten Befehle gab, doch seine hohe Stirn über den prachtvollen leuchten blauen Augen, die seine unglaubliche Kühnheit und antike Verachtung aller Gefahren zeigten, war nachdenklich, der Glanz der tiefen, scharfblickenden Augen fehlte; er hatte eine Nacht verbracht, die die Todesangst heimgeschickt hatte. Als der Prinz, überschallt von der schönen Musik der Infanterie, um jedem ählichen Eindruck zuvorzukommen, heftig in den Sattel sprang, trat die Frau Durchlaucht von Schwarzburg-Rudolstadt aus dem Schlosse. Der Prinz küßte vom Pferde herab abschiednehmend die Hand der schönen Frau; sie bat ihn, bei nassen Augen verehrend zu ihm aufsehend, sich nicht zu sehr im „bevorstehenden Avantgardengefecht“ auszuweisen; der Prinz hatte verbreitet, es handle sich nur darum. „Vergessen Sie nie“, sagte die Fürstin, „Deutschland kann nur durch Sie gerettet werden!“ Mein Herr richtete sich im Sattel auf, sah um sich, ohne daß er einen von uns ansah; er hatte die Hand der weinenden Fürstin ungeschlüssig in der Rechten behalten, er ließ sie fahren und setzte sein Pferd in Galopp. Begeisterte Hochrufe empfingen den ruhmbedeckten Helden der Rheinelszüge, den Freund jedes gemeinen Soldaten, als ihn die Bataillone und ach so schwachen Eskadronen erblickten. Der Prinz ließ die dünne Vorpostenlinie unter der Führung der Kapitäns von Gneisenau von den Wäldern der Berge zurückgehen; ein Adjutant des Fürsten Hohenlohe traf ein; der Prinz hatte den Generalissimus seit 48 Stunden vergeblich um Sulkurs gebeten; der hochmüthige Fürst, der die Stimmung des Hofes kannte, hatte wie ein Toter geschwiegen. Der Adjutant brachte nun, im Augenblicke, als Napoleons übermächtige Kavallerie schon gegen uns losraste, den mündlichen Befehl, es sei dem Prinzen, der „standzuhalten“ hätte, „jegliches Anbinden strengstens untersagt“; der Prinz sah den meldenden Herrn starr an, seine Miene war bitter und lakonisch. „Danke“, sagte er kurz. „Ich weiß jetzt alles!“ Damit schaltete er sein Pferd gegen den Feind. Ich folgte unmittelbar hinter dem Prinzen; schluchzende Frauen standen längs der raubigen Straße. „Weint nicht, Frauen“, sagte einer unserer Soldaten, „man könnte meinen, wenn man eure Zeremien hört, wir gingen zu einem Begräbniß!“ Der Prinz drehte im scharfen Reiten sein edles, mutgeschwelltes Profil zu mir und sah mich prüfend an, seine Nästern bebten, seine breiten, hochgeschwungenen Augenbrauen waren unter dem gepuderten Haar, unter dem schwarzen Generalshut mit der weißen Straußenfeder finster, wie unter der Wirkung eines Schmerzes zusammengezogen. Plötzlich riß der Prinz sein Pferd ein und stieß ruckweise vor. „Nostitz! Wieder diese Frau! Die weiße Frau verfolgt mich!“ Ehe ich mit meiner Seele aus der namenlosen Bestürzung emporzukriegen vermochte, in die mich des Prinzen Worte und der Blick, die Erkenntnis warfen, daß das wahr sei, was ich gehofft hatte, mir geträumt zu haben, ohne daß ich es bisher gewagt hätte, mich davon durch ein Gespräch mit dem Herrn Prinzen

zu überzeugen, sagte der Prinz, ungläubt von dem Glanz unserer schon stark engagierten Kontingente vor, wie um sich der Macht des geheimnisvollen Wesens zu entziehen. Ich hatte auch unter den weinenden Frauen längs der Straße auf einem Rasenbügel eine Frau sitzend gesehen, die völlig weiß gekleidet war, deren Züge ein auffallend weißer Schleier verbergte. Noch klang mir ihr schmerzdurchschütteltes Weinen in den Ohren. Ich wendete wie von Sinnen und stürzte mit hängenden Zügeln zurück; ich fragte wie ein Trisinniger herum; keiner der Soldaten, die noch am gleichen Fleck herumstanden, wußte zu sagen, wofin die Frau mit dem weißen Schleier, die sie auch alle gesehen hatten, verschwunden war. Todesangst stieg in mir auf: ich mußte jener phantastischen Gräfin von Orlanmünde denken, die nach der alten Sage den Gliedern des Hauses Hohenlohern erscheinen soll, wenn ein Unglück unterwegs ist, die auch erschienen war, als der alte Fritz seine irdische Größe endete.

Ich kehrte mit wirbelndem Kopfe zum Prinzen zurück, der meine Abwesenheit bemerkt hatte und mich prüfend, fast schon ansah. Da er aus der Bewegung meiner Züge erriet, daß ich wieder das Geheimnis nicht hatte auflären können, sah er mich fest in die Augen, legte einen Finger auf den Mund und sagte: „Schweigen!“ Er galoppierte, den Degen ziehend, an die Spitze der Kavallerie und stürzte sich, sie mit sich vorwärts reisend, heftig in die furchtbar anbrängende französische Kavallerie. Er setzte sein Leben mit der Kaltblütigkeit des Kriegers aufs Spiel, der an die Schrecken des Kampfes gewöhnt ist. Ich blieb dicht neben ihm; die Sachsen trommelten schon zum Rückzug; der Prinz bog mit Gewalt die Spitze der Fliehenden um, er suchte aus den Fliehenden ein Widerstandszentrum zu formieren. Das Durcheinander verschlimmerte sich, ich sah mit Entsetzen, daß der Prinz taumelte, daß der Zügel seiner starken Hand zu entgleiten drohte. Er hatte eine Verwundung im Nacken und einen Säbelstich mitten in die Brust erhalten; jetzt erst sah ich, daß heute der Prinz alle glänzenden Orden auf der hochgewölbten Brust trug, als hätte er die Absicht gehabt, seine hohe Stellung dem Feinde zu vertragen und sich den schwersten Gefahren aussetzen zu wollen.

Ich riß ihn von seinem Pferd und legte ihn quer über meinen Sattelbaum; ich suchte mich aus dem Wirrwarr des Kampfes mit der Exaltation zu lösen, die die Seele aus verzweifelten Lagen schöpft; wie forperlich war des Prinzen lebensfrohe hohe Gestalt vom Abend vorher vor mir, als der Prinz in himmlischer Stimmung, mit seinem feinen, schwingvollen, künstlerischen Geiste auf dem Piano im Schlosssaal melodisch, mit der Meisterschaft, die selbst einen Beethoven und Goethe in ihren Bann gezogen haben soll; die Turmuhr schlug Mitternacht. Ich und sonderbar veränderte sich mit dem zwölften Schläge die Person des Prinzen; das schöne, gebräunte Gesicht erbleichte, die eben noch träumerisch über die Tasten des Klaviers gleitenden Finger waren steif, wie getraumpft, er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wendete sich wie erschrocken zu mir, mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend, stürzte er auf die Seitentüre zu und verschwand. Die andern hatten in ihrem eifrigen Gespräche über die bevorstehende Schlacht nichts bemerkt, ich lief dem Prinzen nach, ich sah den Prinzen in einem langen, dunklen Korridor, der nur eine Seitentüre hatte, die in den Schlosshof hinausging. Der Prinz folgte ruckweise einer in einen Schleier von auffallender Weiße gehüllten weiblichen Gestalt. Das phantastische Wesen entfernte sich langsam; am äußersten Rande der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung; ohne daß es dort eine Türe gab! Der Prinz warf die Kerze auf die Erde und begann die Mauer abzutasten; er schlug dagegen, um sich zu versichern, ob sich nicht durch den Klang die Existenz eines geheimnisvollen Ausganges verriete, wie sie ja in alten Schloßern häufig sind. Nichts! Ich hatte den Prinzen erreicht, ich sah ihn ... ättern! „Nostitz“, sagte er, „hast du sie auch gesehen?“ — „Ja.“ — „Es ist also kein Bild des Traumes ... sie ist es?“ Ich lief zur Wache; dieser hatte bloß einen sächsischen Offizier in einem weißen Mantel passieren lassen; der Prinz gebot, als ich das meldete, wieder völlig kaltblütig: „Schweigen ... Schweigen um des Himmels willen, daß sich keine Rufflosigkeit verbreitet!“ Wir traten zur Gesellschaft im Saal zurück, des Prinzen Stirn trug einen hellen Schein, wie totes Fleisch manchmal in der Finsternis leuchtet ...

Des Prinzen Haupt lag schwanke in meiner Linken, die Hände schlugen kraftlos gegen die Brust meines fliehenden Pferdes; ich wurde heftig verfolgt; ich schoß aufs Geratewohl meine Pistole nach rückwärts ab, ein Gegenschuß riß mir den Hut vom Kopf, doch der vorderste Verfolger stürzte. Eine andere Kugel zer schnetterte mir den Arm. Wie ein Toller tauchte seitwärts hinter mir ein französischer Husar auf, der wutentbrannt die blutenden Flanken seines Reiters mit den Sporen berart bearbeitete, daß es wie irrsinnig, roten Schaum im Maul und an den Nästern, vorschob; im Augenblick, als der Husar an mir vorüberlief, hob er gegen das leblose, mir entgleitende Haupt des Prinzen; ich brückte den Teuren mit letzter Kraft an meine Brust und warf mich schäufend vor, der Säbelhieb hier und die zerfetzte Nase sind die Begegnung meines höchsten Stolzes; ich hatte das Glück, den Helden vor der Verstümmelung seiner adeligen Züge, seines stolzen und reizenden Mundes bewahren zu können! Das Letzte, was ich sah, war, daß der Husar nicht mehr Herr seines biden,

lassen. Was das war, hat die Frau des Knechtes nicht gesehen, und ich
Zier in die Saale, in der sie verschwand, dann stieg ich auf
mein Pferd ...

Als ich im Lazarett zu Jena erwachte, lag mein vielgeliebter
Brüder in der Gruft des Schlosses zu Saalfeld; das Vaterland
war zusammengebrochen, wie es der Bräutigam seit Jahren prophezeit
hatte. Der Held, den die Nemesis allzufrüh fällte, war nicht
mehr ... Ich schwöre Ihnen, ich sah die weiße Frau! Absolut!
Im Schlosse und auf der Straße! Unbedingt! Ihre Unheil
prophezeiende Erscheinung hat ohne Zweifel den sonst so sieg-
friedstarken Arm des Bräutigams geschwächt. Er suchte den Tod ...
Lächeln Sie nicht! Selbst wenn die weiße Frau nur dem Herrn
Bräutigam erschien, wenn es nur seine inneren Gesichte waren, die
durch die Erwartung des hoffnungslosen Kampfes und durch
die dadurch herrschende Erregung so stark in ihm waren, daß
wir anderen ihren Gegenstand, durch des Bräutigams uns alle be-
herrschende Persönlichkeit gezwungen, auch zu sehen vermeinten,
dann ist dies doch erst recht der Beweis, daß Friedrichs des Großen
Kette der Größten einer war! Im Rapport der Seele mit den
Dingen über uns steht nur der gottgeleitete Held!

Die letzte Furche.

Skizze von Franz Braunmann-Guttich.

Der Reinpächter ist gestorben.

Am Morgen war er noch mit dem Pflug und seinen Ochsen
zur Hochleite ausgezogen. Keine dreihundert Schritte von
unserm Ackerweg hat er einen kleinen Feldstreifen gepflügt und
dazu gepflügt; freilich nimmer ganz klug. Sind ihm ja
schon die mehreren Zähne ausgefallen. Die Furchen hat er lang-
sam gezogen; sein Pfluggespann und er wollten es so haben.

Und dann, wie die Hausglocke zum Essen geläutet hat, ist
vom Ackerlein gar nimmer viel übrig gewesen. Sogar noch ein
wenig Schmutzeln hab' ich müssen mit dem Alten. Keine zwanzig
Schritte ist er mit dem Pfluggepann heimwärts gereist, denkt
er daran, daß er den Säulenkrug vergessen hat. Er hält die Ochsen
an und redet ihnen gut zu, sie sollten sein warten, bis er wieder
komme. Dann geht er zurück und klaubt den irdenen Krug aus
den Furchen. Aber sicher haben die zwei am Pflug schon Hunger
gesehen. Sie sind ohne Häusler fortgezogen. Ein paarmal hat
er gerufen: „Duh, Mistvieh, ob ihr warten könnt!“ Aber weil
sie getan haben, als hörten sie nicht, hat er sich die kurze Peise
angezündet und ist hinternach getrabt.

Am Nachmittag kam er nimmer heraus zur Hochleite. Ein
altes Leut ist halt keine Stunde vor dem Kranksein sicher. Ich
hab' derweil unsern Acker fertig gepflügt und über anderen Ge-
bäuden den Reinpächter vergessen. Aber den Hochwald herein
sind die Klänge der Wegglocke geschwommen, drüben am Bach
hat die erste Nachtigall angefangen zu singen, da hab' ich die Hoffe
ausgestraugt und bin heimgereist. Und wie der erste Stern wach
geworden ist, hat die Mutter das Nachtmaß auf den Tisch gestellt.

Eine Bauernmahlzeit an Werktagen dauert nicht lang. Die
Milchsuppe ist bald ausgedöckelt, und sieben, acht Eßer am Tisch
machen die Schmarmpfanne bald leer. Zuletzt noch das Tisch-
gebet, und ein harter Tag ist wieder vorüber.

An den stillen Feiertagen im Mai mag ich nicht in der
Stube bleiben; leichter schon im Hochsommer, wenn Arm und
Bein zum Abbrechen müde sind. Ich sag der Mutter noch, sie
solle mit den Haustürschlüssel an den Nagel drinnerhalb des
Fensterhaken hängen, wenn etwa schon alle Hausleut schlafen, bis
ich heimkomme. Dann schlüpfte ich in den Hock und reise noch ein
wenig auf dem Feldweg bis zum Hochwald hinum.

Es ist schon etwas Seltsames, daß man die Heimat erst im
Dämmern wirklich kennen lernt. Da wachen im Gemüt verborgene
Quellen auf, und alles Kimmern muß schweigen. Es singt der
Wald im heimlichen Daß, es hängen die jungen Gräser, und
manchmal haucht es über sie hinweg wie verhaltenes Atmen.

Die Nacht steht schon unter den Bäumen und wartet auf
mich. Und derweil ich durch die Felder gehe, das schoßende Korn
zu befehen, kommt sie heimlich heran und geht mit mir. Und
auf einmal ist die Hochleite vor mir.

Und — ja, ich erschrecke wirklich übereinmal, daß es mir
warm wird bis ans Herz. Der Mond ist noch ganz jung und hängt
als schmaler Scherben am Himmel. Und vor mir ...?

Da adert der alte Reinpächter mit seinen Ochsen auf dem
schmalen Hochleitensfeld. Und tief ist er bei der Sache; er sieht
mich gar nicht herankommen. Erst als ich ihn anrede, schriekt
er auf.

„Grüß dich, Nachbar! Ja was tust denn du jetzt?“

„Grüß dich auch. Mit viel tu ich; grab' den Acker da heroben
will ich heut noch fertig machen. Schlaf braucht ja ein altes Leut
nimmer viel, und often hab' ich noch einen Grund.“

Das letzte sagt er geheimnisvoll, daß ich aufhorche. Und
dann setzt er sich auf das Pfluggründel und hebt an zu erzählen:
„Du hast es gesehen, daß ich heut' vor Essenszeit mit dem Acker
nimmer fertig worden bin. Nu ja, der Nachmittag ist auch noch

da, heut' ist mir und ged' nach Essen hinauf in den Stall, die
Ochsen zu füttern. Da kommt mir überflugs ein Mädchen, daß
ich mich überlegen muß. Und danach weiß ich nimmer, hab'
ich geschlafen oder nit: Mir ist auf einmal, als hätte ich zum Fenster
hereingelassen: „Acker heut' noch die Hochleiten; morgen launst
vielleicht nimmer!“

Ja, das ist leicht gesagt. Wenn aber die Füß' so schwer sind,
daß man sie nit heben kann, muß man wohl liegen bleiben. Ich
hab' lang nachgezaitet, wer mir etwan so geraten hat, für gewiß
kann ich aber keinen nennen. Der Nachmittag ist schon immer
gewesen, und die Sonn hat sich langsam verschlossen. Da wird
es wieder besser um mich, und ich kann sogar die Ochsen füttern!
Und jetzt bin ich wieder herauf auf der Hochleiten und bau
das Feld um.“

Der Reinpächter hat ausgerebet. Sein Geßpann, das
schon die Köpfe hängen ließ und halb geschlafen hat, treibt der
Alte wieder an. Der Pflug knirscht und seilt an den Steinen,
und alles verschwimmt mählich in der Finstern.

Ich setze mich nieder am Rain und sinne hin für mich. Sind
ja die Stunden so lau und die Träume so nahe.

Und, ja wo ist denn der Reinpächter geblieben? Kommt
er leicht nimmer herüber? Ich bin ja schon hübsch lang dageessen.
Vom Rain erhebt' ich mich und geh' der dampfenden Furche
nach. Und drüben am Ackerende stehen die Ochsen, ist der Pflug
angeseht.

Und der Häusler?

Auf dem Wiesenanger sitzt er und atmet hart und schnell.
„Mir scheint, das Mädchen kommt wieder“, sagt er. „Sei so gut,
Nachbar, und adert' du das Feld fertig. Das es heut' — heut'
noch in die Furchen kommt.“

Ein Krankes soll man nicht allein lassen. Der Häusler aber
schaut mich so flehentlich an, und ich folge seiner Bitte.

Eine Furche, zwei, drei lange noch und jetzt ein paar Spit-
furchen, dann fahre ich an dem Rain zurück, hinüber zu dem
müden Alten. Er ist nimmer aufrecht geseßen, nur gelehnt. Und
die Augen hat er unverwandt auf mich gerichtet. Und will mich
was fragen, kann aber nicht. Da wird mir bang um ihn. Hin-
knie ich und rüpe ihn auf. „Die Hochleiten ist umgeadert, Nachbar.“

Ein Lächeln, so schön und weh, wandert über sein Gesicht.
„Recht schön — danken — tu' ich dir — Nachbar. — Meine —
letzte — Furchen — hab' — ich — — —“

Aber es schwächt die Stimme. Und das Herz geht wild,
wild. Ist er — muß der Nachbar — sterben?

„Nachbar, du ...“ Ich schüttle ihn.

Der kleine Mond schimmert in den Bäumen. Das Pflug-
geßpann graßt im tauigen Feldrand. Und mir kommt ein großes
Bangen. Der Nachbar ist still geworden. Und einmal sinkt sein
Arm hinab. Alles schweigt, und der Acker ist schwarz.

Und wie die letzte Furche aufdunkelt und eine Nachtigall
noch einmal anschlägt, ist der Reinpächter in meinen Armen
still hinübergewandert.

Zwei chinesische Anekdoten.

Von H. Kassa.

Stille.

Der Chinese Be war alt und hatte nur mehr drei Haare.
Auf diese war er so stolz, daß er sie sich täglich von einem
Diener frisieren ließ.

Eines Tages riß ihm der Diener aus Versehen zwei von
den drei Haaren aus. Er erwartete harte Strafe. Aber Be
sagte: „Es tut nichts. Der Schönheit können zwei verlorenere
Haare keinen Abbruch tun.“

Und der Diener frisierete weiterhin täglich das eine
übriggebliebene Haar. Einmal warf er aber sich weinend zu
Boden: er hatte aus Versehen auch dieses letzte ausgerissen.

Be schwieg lange. Dann sagte er: „Es tut nichts. Von
heute ab will ich mein Haar offen tragen.“

Das Gewissen.

Be, der alte Be, ging einen Tag lang sorgenvoll um-
her. Die Freunde fragten ihn, was er hätte.

„Ich hatte heute Nacht einen bösen Traum. Ich träumte,
ich stünde im Tempel vor dem Bild eines grünen Dämonen,
den ich bis dahin noch nie gesehen hatte. Und ich träumte,
daß er zu mir mit hoher Stimme sagte: „Du hast in deiner
Jugend ein armes Mädchen, das dich liebte, allein gelassen.“

„Und das stimmte. Und ich träumte weiter, daß ich den
Dämon fragte, ob er wohl wüßte, wie dieses Mädchen ge-
heizen habe und wo es gewohnt hätte zu jenen Zeiten. So
wollte ich die Macht des Dämons und sein Wissen erproben.“

Und der Dämon sagte mir den Namen des Mädchens
und sagte weiter ganz genau, wo es wirklich gewohnt hatte
zu jenen Zeiten.

Dann erwachte ich. Und nun denke ich verstimmt den
ganzen Tag darüber nach: Woher konnte dies alles der
Dämon wissen?